Welternährung

DIE ZEITUNG DER DEUTSCHEN WELTHUNGERHILFE

DWHH — 2. QUARTAL 2006 — 35. JAHRGANG — WWW.WELTHUNGERHILFE.DE

© Oesterreich

REVOLUTION AUF KUBA
Bauern werden zu Kleinkapitalisten
Seite 6

AUF DEM TROCKENEN
Dossier: Die Wasserkrise
Seiten 9 – 11

GAS-HAHN ZU
Bolivien: Gewinne sollen im Land bleiben
Seite 12

ROSEN UND MOHN
Afghanistan: Alternativen zum Drogenanbau
Seite 4

Zukunftswahl

Deutsche Welthungerhilfe begrüßt EU-Mission zum Schutz des Urnenganges im Kongo

© Meisner

Ungewisse Zukunft: Die Menschen im Kongo wünschen sich nichts sehnlicher, als dass Frieden und Normalität einkehren.

Es war eine hart umkämpfte und umstrittene Entscheidung. Mitte Mai beschlossen zunächst das Kabinett, dann Anfang Juni der Bundestag, dass sich die Bundeswehr mit 780 Soldaten an der EU-Mission zur Sicherung der Wahlen im Kongo beteiligen wird. Bei allen Diskussionen um Informationspolitik und Vorbereitung stand unausgesprochen eine Frage im Zentrum: Was sollen deutsche Soldaten im »Herzen Afrikas«?

Von Marion Aberle

Die Schicksale Afrikas und Europas sind eng miteinander verknüpft. Der Kongo wurde 1885 auf einer Konferenz in Berlin dem belgischen König Leopold II. zugesprochen, der das zwei Millionen Quadratmeter große Gebiet nach Strich und Faden ausbeutete. Kautschuk hieß damals der Rohstoff, aus dem Gummi für die Industrialisierung gewonnen wurde. Systematisch wurden die Kongolesen als Zwangsarbeiter ausgebeutet, Aufständischen hackte man die Hände ab und tötete sie. Auch heute bietet der Kongo begehrte Rohstoffe: Gold und Diamanten, die als Endprodukte an europäischen Ohrläppchen glitzern, und Coltan, das für Mikroelektronik gebraucht wird, wie zum Beispiel in Mobiltelefonen und Laptops.

Damals wie heute profitieren ausländische Unternehmen, eine korrupte Clique im Land und brutale Militärs – und die Bevölkerung leidet. Besonders schlimm ist es im Osten des Landes: Er ist reich an Rohstoffen, doch die Menschen leben in erbärmlicher Armut. Schlimmer noch: Bei den Kämpfen um die wertvolle Beute werden Dörfer geplündert, Männer getötet, Frauen vergewaltigt, Kinder zu Soldaten gemacht. Hier wie anderswo in Afrika können sich die reichen Staaten nicht der Rohstoffe bedienen und gleichzeitig wegsehen, wenn schwere Menschenverletzungen begangen werden. Darum begrüßt es die Welthungerhilfe, dass sich die Europäische Union im Kongo engagiert, auch militärisch.

Eine andere Frage ist, wie eine solche Operation sinnvoll geführt werden kann. Das kann eine Hilfsorganisation nicht beurteilen. Die Welthungerhilfe sieht aber mit Sorge, dass ausgerechnet der Osten des Kongos bei den bisherigen Planungen eine untergeordnete Rolle spielt. Die Deutsche Welthungerhilfe ist seit 1997 im Ost-Kongo tätig und hat etwa sieben Millionen Menschen geholfen. Nach der Versorgung der Flüchtlinge ist sie nun in vielen Gebieten zu entwicklungsorientierten Projekten übergegangen. Das größte ist die Wiederherstellung der Verbindungsstraße von Goma an der Grenze zu Ruanda nach Kisangani an der Biegung des großen Kongo-Flusses.

Die Erfolge sind verblüffend. Entlang der Straße kehren Flüchtlinge zurück, bauen ihre Dörfer wieder auf und bestellen ihre Felder. Kleinhändler bieten Seife und Stoffe an. Die Welthungerhilfe baut Schulen und Krankenhäuser. Nach Jahren der Flucht und des Vegetierens im Dschungel ist an vielen Orten wieder Normalität eingekehrt.

Frieden – das ist die häufigste Antwort, wenn man die Menschen nach ihren Wünschen fragt. Doch der ist brüchig. Im Moment sind die Rebellen ruhig gestellt, weil sie in irgendeiner Form an der Regierung beteiligt sind. Doch viele werden die Wahl verlieren, weil sie verhasst sind, gerade im Osten. Die Gefahr ist groß, dass sie wieder zu den Waffen greifen. Die Schlächter stehen schon bereit.

Es gibt eine symbolische Szene in dem Film »Hotel Ruanda« über den Völkermord: Die letzten Weißen im Land besteigen den Bus, es regnet, der schwarze Hotelportier in Livrée spannt den Schirm auf und begleitet sie. Dann schließt sich die Tür, die Weißen fahren zum Flughafen, die Schwarzen bleiben zurück, auch der Portier. Das massenhafte Morden hätte verhindert werden können. Aber die internationale Operation hat sich darauf beschränkt, die Weißen in Sicherheit zu bringen. Das darf sich nicht wiederholen.

Marion Aberle ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

EDITORIAL

Wachstum braucht Entwicklung

Die Welthungerhilfe hat ein turbulentes Jahr hinter sich – doch wir konnten helfen. Dank der Unterstützung durch unsere Spender, durch neue Förderer und öffentliche Finanzierer haben wir das Volumen unserer Entwicklungs-, Nothilfe- und Wiederaufbauleistungen im Vergleich zum Vorjahr verdoppelt. Viele Spenden waren für die Opfer des Tsunami bestimmt. Dennoch konnten die Programme in anderen Entwicklungsländern sogar noch erweitert werden und mehr Menschen erreichen. Dieses Wachstum geht nicht spurlos an unserer Organisation vorbei: wir haben neue Partnerorganisationen gewonnen, neue Förderer mobilisiert, neue Mitarbeiter eingestellt. Um die Qualität unserer Projekte in Entwicklungsländern zu sichern und unsere Unterstützer optimal zu betreuen, reicht es nicht, nur das Bestehende auszubauen. Wir brauchen neue Formen der Arbeitsteilung: Aufgaben und Verantwortung müssen dorthin verlagert werden, wo die Arbeit stattfindet, das Management soll sich auf Führung und strategische Ausrichtung konzentrieren, und neue Formen der Zusammenarbeit mit anderen Akteuren können Kosten reduzieren und die Wirkung gemeinsamer Maßnahmen erhöhen. Die Welthungerhilfe wird auch in Zukunft in der Lage sein, auf neue Herausforderungen zu reagieren.

Dr. Hans-Joachim Preuß
Generalsekretär der
Deutschen Welthungerhilfe

AUSZEICHNUNG

© Himsel

Sonderpreis »Mädchenwelten« verliehen

Im Rahmen des bundesweiten Schulwettbewerbs des Bundespräsidenten »alle für EINE WELT – EINE WELT für alle« hat die Deutsche Welthungerhilfe am 9. Mai im Schloss Bellevue in Berlin den Sonderpreis zum Thema »Mädchenwelten« verliehen. »Wir haben uns viel zu erzählen …« lautet der Titel des Bildbandes, den fünf Schülerinnen des Schillergymnasiums in Münster gemeinsam mit fünf namibischen Schülerinnen der Berufsschule des Schuldorfs Baumgartsbrunn in Namibia entworfen haben. Dafür gab es den Sonderpreis, mit dem die Welthungerhilfe Schülerinnen und Schüler anregen möchte, sich mit der Situation von Mädchen in Afrika, Asien und Lateinamerika auseinander zu setzen. Auch die Grundschule Zweibrücken-Mittelbach wurde ausgezeichnet.

welt hunger hilfe

Sparkasse KölnBonn
Konto 1115
BLZ 370 501 98

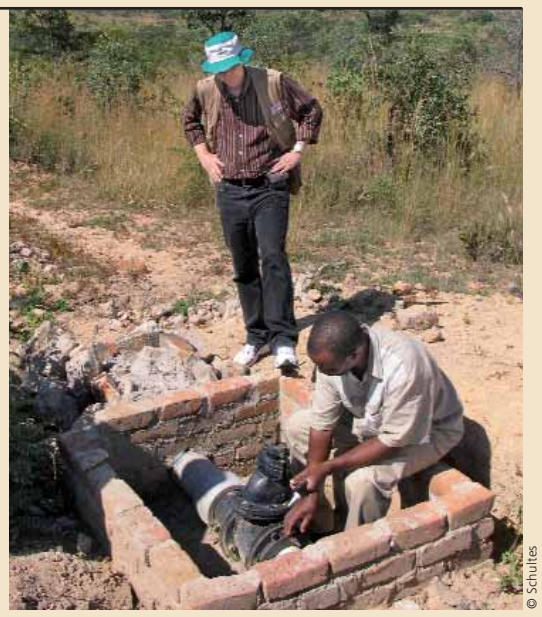
ONLINESPENDEN: www.welthungerhilfe.de

ZURÜCK VON DER REISE

Die Menschen in Simbabwe leiden leise

Programm-Manager Normann Steinmaier war im ehemaligen Rhodesien

Von Michael Ruffert



© Schultes

Dank der besseren Bewässerung können die Menschen jetzt mehr ernten – davon überzeugte sich Normann Steinmeier (hinten).

Normann Steinmaier kennt Simbabwe aus langjähriger Erfahrung. Von 1999 bis 2003 war er für den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in dem südafrikanischen Land tätig. Er erlebte mit, wie es durch die umstrittene Landreform des Präsidenten Robert Mugabe in die wirtschaftliche Misere glitt.

Seit vergangenem Dezember ist der Agrarwissenschaftler Programm-Manager bei der Deutschen Welthungerhilfe. Ende April reiste er erneut für zwei Wochen in das ehemalige Rhodesien. »Wenn man vom Flughafen Harare in die Innenstadt fährt, sieht man die Krise nicht«, schildert er seine Eindrücke. Die Straßen seien sauber, kein Müll liege herum. Erst im Gespräch mit den Menschen werde deutlich, wie es um Simbabwe steht. »Sie erzählen von Stromausfällen und von der schlechten Wasserqualität in der Hauptstadt«, sagt Steinmaier. Beim Einkaufen, in der Kneipe oder im Restaurant falle die »ungeheure Geldmenge« auf – ein Bier kostet zirka 200 000 Simbabwe-Dollar. Kürzlich hat die Inflationsrate die 1000-Prozent-Marke überschritten.

Die Welthungerhilfe unterstützt vor allem die Menschen auf dem Land. In der Manicaland-Provinz wird durch Dämme, Kanäle und Rohrleitungen die Bewässerung der Felder verbessert. Davon profitieren 6900 Familien, also rund 50 000 Menschen. Sie bauen vor allem das Grundnahrungsmittel Mais an, aber auch Sorghum und Hirse. Die Projekte funktionieren nach dem »Food-for-Work«-Prinzip: Die Menschen erhalten Nahrungsmittel für ihre Arbeit. »Diese Programme sind sehr gut angekommen«, berichtet Steinmaier. Für viele Menschen sei die Ernährungslage unsicher; wenn der Regen ausbleibe, sei der Hunger in trockenen Teilen des Landes ein ständiger Begleiter.

Durch die Landreform Mugabes wurden bislang rund 4200 der einstmals 4500 zumeist weißen kommerziellen Großfarmer enteignet. Oft liegt das Land nun brach, so dass auch zahlreiche Farmarbeiter ihr Einkommen verloren haben. Da sie kein eigenes Land besitzen, seien sie besonders auf Hilfe angewiesen, erläutert Steinmaier.

Eins der Hauptprobleme im Agrarsektor Simbabwes sei, dass öffentliche Beratungsdienste völlig zusammengebrochen seien. Die Bauern erhielten keine Unterstützung, bekämen kein Saatgut mehr vom Staat. Auch der Landhandel in entlegenen Gebieten kam zum Erliegen. »Wir müssen sie dabei unterstützen, sich selbst zu helfen«, meint der Agrar-Experte. Die Welthungerhilfe arbeitet dabei mit lokalen Nichtregierungsorganisationen zusammen – doch auch diese stehen vor einem großen Problem: dem »Braindrain«. Immer mehr Fachkräfte fliehen vor der Politik Mugabes nach Großbritannien oder ins benachbarte Südafrika, darunter nicht nur Ärzte und Krankenschwestern, sondern auch Ökonomen, Manager und Ingenieure.

Die weltweite Kluft wird größer

Arme Länder können Bildung und Gesundheit kaum finanzieren

Die Kluft zwischen Arm und Reich wird weltweit immer tiefer – das gilt nicht nur für die privaten Einkommen, sondern auch für die öffentliche Hand. In Ländern, in denen die Menschen kein Geld für Arzt- oder gar Krankenhausbesuche haben, muss der Staat die finanziellen Lasten des Gesundheitssystems tragen. Wo Schulgeld oder Studiengebühren für die meisten Bürger unerschwinglich sind, muss die öffentliche Hand das Bildungssystem allein finanzieren. Doch gerade in den ärmeren Ländern kann der Staat diese Aufgabe nicht ausreichend erfüllen.

Für das Sechstel der Menschheit, das in Ländern mit hohem Einkommen lebt, steht etwa elf Mal so viel öffentliches Geld für das Gesundheitssystem zur Verfügung wie für die restlichen fünf Sechstel. Nigeria gibt für die Gesundheit pro Kopf jährlich umgerechnet etwa 60 US-Dollar aus, Japan rund 2480 US-Dollar.

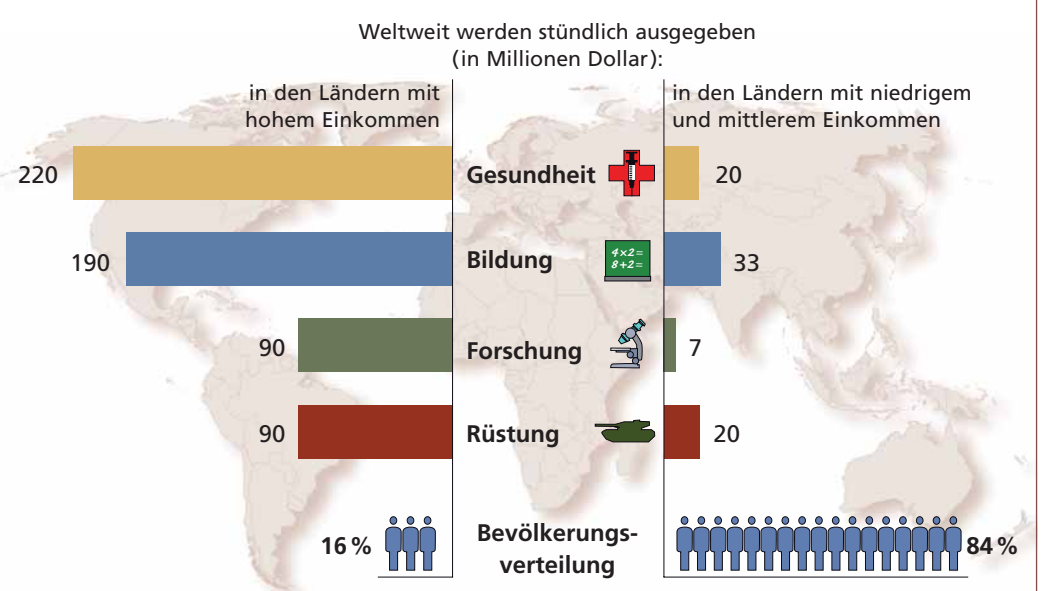
Ähnliches gilt für das Bildungssystem. In Deutschland wird über immer größere Schulklassen geklagt. Doch gibt es hierzulande statistisch gesehen einen Lehrer auf 14 Grundschüler. Das entspricht auch dem Durchschnitt in der EU. In Ländern wie Ruanda oder Tansania kommen im Primarbereich dagegen rund 60 Schüler auf einen Lehrer.

Verheerend wirkt sich die ungleiche Finanzkraft auch bei Forschung und Entwicklung aus. Ob Arzneimittel oder Elektronik, ob Agrarforschung oder Materialentwicklung – weltweit orientiert sich kommerzielle Forschung fast ausschließlich an den Bedürfnissen der Menschen in den reichen Ländern. Umso wichtiger wäre es, dass in ärmeren Staaten mehr öffentliche Gelder zum Beispiel für die Entwicklung angepasster Technologien zur Verfügung stehen. Doch das Gegenteil ist der Fall.

Betrachtet man die aktuellen Forschungsausgaben zusammen mit dem chronisch unterfinanzierten Bildungssystem in vielen ärmeren Ländern, dann scheint die technologische Kluft zwischen Arm und Reich auf Jahrzehnte hinaus unüberbrückbar – mit entsprechenden Folgen für die wirtschaftliche Entwicklung. So betrachtet erscheinen Nachahmerpräparate, Patentdiebstahl oder Markenpiraterie auch als Folge ungleicher Entwicklungschancen.

ÖFFENTLICHE AUSGABEN

Große Unterschiede zwischen reichen und armen Ländern



Quelle: UNO 2006, Weltbank 2006. Gestaltung Tränkle+Immel / MediaCompany Berlin

INHALT

1 Zukunftswahl
EU-Mission im Kongo

2 *Nachrichten*

3 Drei Münzen für Faroque
Straßenkinder in Mosambik

4 Guter Lohn, auch ohne Mohn
Modellprojekt in Afghanistan

5 Der radelnde Hirte
Fotoreportage aus dem Sudan

6 Die heimliche Revolution
Kleinbauern in Kuba

7 Elend hinter bunten Fassaden
Bericht aus einem Milleniumsdorf

8 Gemeinsam sind sie stark
Neue Anbaumethoden für höhere Erträge

9–11 *Dossier:* Die Wasserkrise

12 Wem gehört das Erdgas?
Bolivien: Neuer Umgang mit Rohstoffen

13 Ein Schreckgespenst erreicht Afrika
Vogelgrippe gefährdet Kleinbauern

14 *Aktionen & Berichte*

15 *Medien & Information*

16 *Unterhaltung*

KURZ NOTIERT

© Schultes/DWHH

Ruft zur Solidarität auf: die Welthungerhilfe-Vorsitzende Ingeborg Schäuble in Frank Elstners Sendung »Menschen der Woche«

Ingeborg Schäuble zu Gast bei Frank Elstner

»Wir sind gefordert, solidarisch zu sein.« Ingeborg Schäuble berichtete in Frank Elstners Sendung »Menschen der Woche« über ihre Tätigkeit als Vorstandsvorsitzende der Deutschen Welthungerhilfe. »Wir müssen mit unserem Wissen helfen, zum Beispiel in der Landwirtschaft oder in der Nothilfe«, betonte die engagierte Diplom-Volkswirtin. Es sei schlimm, wenn in der heutigen Zeit immer noch Menschen an Hunger leiden müssen. In diesem Zusammenhang erläuterte sie die dramatische Situation im Sudan und in Kenia.

Workshop gegen Kinderarbeit

Die Internationale Arbeitsorganisation IAO hat einen Bericht zur weltweiten Situation arbeitender Kinder vorgelegt. Dazu organisierte die internationale Kampagne »Stopp Kinderarbeit – Schule ist der beste Arbeitsplatz« gemeinsam mit dem Internationalen Verband freier Gewerkschaften (ICFTU) am 15./16. Mai einen Workshop in Brüssel. Das Ziel: die Zusammenarbeit zwischen Nichtregierungsorganisationen und Gewerkschaften im Kampf gegen Kinderarbeit zu stärken und Empfehlungen für den bevorstehenden Aktionsplan der IAO gegen Kinderarbeit zu formulieren. In Deutschland wird die »Stopp Kinderarbeit«-Kampagne von der Welthungerhilfe durchgeführt.

Internationale Aids-Konferenzen

In diesem Jahr rufen zwei wichtige Kongresse zur Aids-Bekämpfung auf: die UN-Umsetzungskonferenz in New York und die 16. Internationale Aids-Fachkonferenz in Toronto. An beiden Veranstaltungen beteiligt sich die Deutsche Welthungerhilfe im Rahmen der Alliance2015. Zur UN-Umsetzungskonferenz Ende Mai hat die Welthungerhilfe unter anderem Forderungen an die jeweiligen Regierungen erarbeitet. Bei der Konferenz in Toronto im August wird sie eine Podiumsdiskussion zum Thema »Jugend und Prävention in Entwicklungsländern« veranstalten. Außerdem startet die Welthungerhilfe gemeinsam mit ihren europäischen und afrikanischen Partnerorganisationen aus der Allliance2015 die Kampagne »Act Now or Pay Later« gegen die Ausbreitung von Aids, die von der EU unterstützt wird.

© Elliesen

Einparkhilfe für ein paar Cent: Faroque Jorge macht sich nützlich. Er und die anderen Straßenkinder von Maputo versuchen, sich mit kleinen Handlangerdiensten und durch Betteln über Wasser zu halten.

Drei Münzen für Faroque

Mosambik: Rund 400 Straßenkinder leben in der Hauptstadt und müssen sich ihr tägliches Brot erbetteln

Sie leben isoliert von ihren Familien, obwohl sie erst zwischen 12 und 18 Jahre alt sind. Ein kleines Fleckchen Erde unter einem Baum ist zugleich ihr Schlaf- und Wohnzimmer. Krankheiten sind an der Tagesordnung und Essen müssen sie sich erbetteln. Das Leben der 400 Straßenkinder in der mosambikanischen Hauptstadt Maputo ist hart.

Von Tillmann Elliesen

Faroque Jorge winkt den Wagen in eine Parklücke auf dem Mittelstreifen der Avenida 24 de Julho. Die Frau am Steuer kurbelt das Fenster herunter und lässt drei Münzen in Faroques Hand fallen, umgerechnet etwa zehn Cent. »Geld behält jeder für sich, Essen teilen wir«, sagt der schmächtige 14-Jährige und setzt sich zu seinen drei Freunden unter einen Baum. Links und rechts fließt zäh der Nachmittagsverkehr vorbei. Alle paar Minuten kommt er zum Stehen, wenn die Ampeln auf rot schalten. Dann springen die Jungen auf und klappern die Autos nach etwas Geld ab.

Faroque lebt seit fünf Jahren auf den Straßen von Mosambiks Hauptstadt Maputo. Eines Tages war sein Vater nach Südafrika verschwunden. »Mein Stiefvater hat mich schlecht behandelt. Darum bin ich abgehauen«, erzählt er. Seine Geschwister wohnen zu Hause. »Manchmal bin ich traurig, dass ich meine Eltern nicht wieder sehen kann.« Sorgen bereiten ihm vor allem die alltägliche Gewalt auf den Straßen und Streitereien mit seinen Freunden. Faroque sagt, er würde gerne etwas lernen und arbeiten. In der Schule war er nur bis zur vierten Klasse.

Rund 400 Straßenkinder und -jugendliche gibt es in Maputo, überwiegend Jungen, die meisten zwischen 12 und 18 Jahren alt. »Jede Gruppe hat ihr eigenes Revier«, erklärt Abdul Faquir, Direktor der Hilfsorganisation Meninos de Moçambique (Jugend Mosambiks). »Wir veranstalten von Zeit zu Zeit Fußballturniere, um Spannungen zwischen ihnen abzubauen.« Sozialarbeiter versuchen, den Kindern das Leben zu erleichtern, bringen sie zum Beispiel zum Arzt, wenn sie es alleine nicht schaffen. »Die Kinder essen, was sie im Müll finden. Sie machen alle Krankheiten durch, die man sich vorstellen kann«, sagt Abdul Faquir.

Am meisten leiden die Kinder und Jugendlichen unter der alltäglichen Diskriminierung. Meke Manuel und Jorge Ernesto, beide 17, leben im Viertel Guilhida, einer Straßenkinder-Hochburg. Rund 30 Jungen haben sich hier aus den Trümmern eines abgerissenen Wohnblocks Hütten zum Schlafen gebaut. Meke ist seit drei Jahren auf der Straße, seine Stiefmutter habe ihn gequält, sagt er. Jorge ist seit einem Jahr dabei. »Manchmal verstecken sich Diebe bei uns. Wenn dann die Polizei kommt, nimmt sie uns alle mit. Einfach so«, schimpfen sie. »Oder sie zündet unsere Schlafplätze an.« Und wenn hoher politischer Besuch nach Maputo kommt und die Straßen sauber sein sollen, verfrachtet die Polizei die Kinder auch schon mal auf eine Insel vor der Küste, erzählt Sozialarbeiter Abdul Remane.

Mekes Traum: Fußballspieler

Jorge sagt, er wäre gerne Mechaniker oder Lastwagenfahrer. Meke träumt von einem Leben als Fussballer. Die Geschichten der Jungen gleichen sich. Sie handeln von verschwundenen Vätern oder Müttern, Stiefeltern, die mit den Kindern nichts zu tun haben wollen, Gewalt und Vernachlässigung. Laut einer Studie von Meninos de Moçambique sind Hunger und Armut die häufigsten Ursachen dafür, dass Kinder und Jugendliche ihr Elternhaus verlassen oder verstoßen werden, dicht gefolgt von Gewalt in der Familie.

»Anders als früher haben wir es heute kaum noch mit ›echten‹ Waisenkindern zu tun«, sagt Schwester Silvana Monachello vom Kinderheim Dom Bosco am Stadtrand von Maputo, in dem knapp 60 Jungen leben. Seit Ende der 1980er Jahre kümmern sich die Schwestern des Salesianer-Ordens in Mosambik um Kinder von der Straße. Damals waren das überwiegend Waisen, die im Bürgerkrieg ihre Eltern verloren hatten.

Heute dagegen haben die Kinder in der Regel noch Familie und sollen auch Kontakt zu ihr halten. Die Ferien verbringen viele Heimkinder deshalb bei Eltern, Geschwistern oder anderen Verwandten.

Manchmal gibt es aber keine Verbindungen mehr zur Familie. Isaac Tomas zum Beispiel sagt, er würde gern wieder einmal nach Hause. Aber die Eltern wohnen über 1500 Kilometer entfernt. Isaac ist elf Jahre alt und geht in die zweite Klasse. Sein älterer Bruder holte ihn in sein Haus nach Maputo, doch Isaac haute ab und fand nach kurzer Zeit auf der Straße zu Dom Bosco. Ab und zu kommt sein Bruder und nimmt ihn mit. Er laufe aber immer wieder weg, gesteht Isaac. Warum, will er nicht sagen. Aber sein Gesicht verrät, dass die Erinnerung schmerzt.

Keine staatliche Hilfe

Auch die Organisationen, die mit den Straßenkindern arbeiten, bemühen sich um Kontakte zu den Familien. »An Feiertagen sind weniger Kinder auf den Straßen als sonst, weil viele dann zu Hause sind«, erklärt Abdul Faquir von Meninos de Moçambique. Manchmal gelingt es sogar, sie wieder dauerhaft in ihre Familien zu integrieren. Faquir und seine Leute betreuen zurzeit 180 Kinder, die zurück nach Hause gefunden haben.

Im Idealfall landen die Kinder gar nicht erst auf der Straße. Aber staatliche Hilfe für Familien in Not gibt es nicht. Kulima, eine der größten privaten Hilfsorganisationen in Mosambik, unterstützt deshalb Familien aus den ärmsten Vierteln Maputos mit Rat und Geld, um zu verhindern, dass sie auseinander brechen. Denn kein Kind lebt gern auf der Straße – auch wenn manche von Freiheit und Geld schwärmen, die sie hier fänden. »Man muss genau hinhören, wenn Kinder behaupten, sie wollten auf die Straße«, sagt Abdul Faquir. »Denn meistens verbirgt sich nur der Wunsch dahinter, nicht mehr zu Hause, aber auch nicht in einem Heim leben zu müssen.« Mit Abenteuerlust hat das Straßenleben nichts zu tun.

Die Ampel an der Avenida 24 de Julho zeigt wieder Rot. Faroque Jorge schaut sich um und steht auf. »Ich muss wieder los«, sagt er und verschwindet im Gewühl der wartenden Autos.

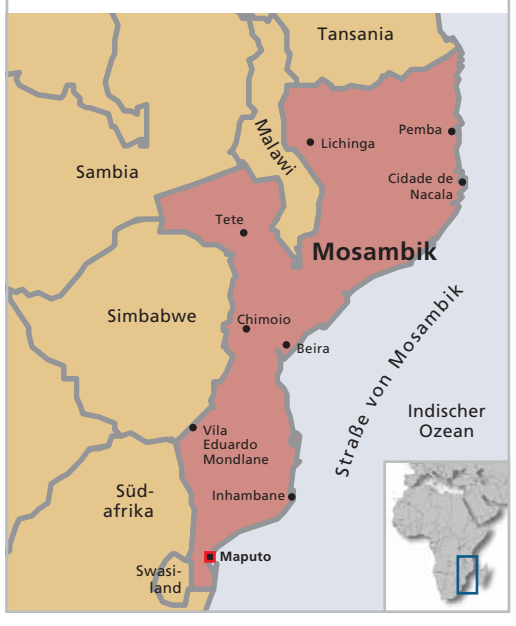
Tillmann Elliesen ist Redakteur bei E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit.

MOSAMBIK

Die Republik Mosambik an der afrikanische Ostküste ist mit rund 800 000 Quadratkilometern mehr als doppelt so groß wie Deutschland. Von den 18 Millionen Einwohnern sind über 40 Prozent jünger als 15 Jahre. Das Bevölkerungswachstum liegt bei 2,2 Prozent.

Nach fast 500 Jahren als portugiesische Kolonie erkämpfte die Befreiungsbewegung Frelimo 1975 die Unabhängigkeit. Die Frelimo wurde Staatspartei, Mosambik Volksrepublik. Gegen dieses Regime kämpften die Rebellen der Renamo in einem 16 Jahre langen Bürgerkrieg, in dem mehr als eine Million Menschen starben. Ein Drittel der Bevölkerung flüchtete. Als die Gegner 1992 Frieden schlossen, war Mosambik weitgehend zerstört.

Seit den 1990er Jahren bringt eine marktwirtschaftlich orientiert Wirtschaftspolitik hohe Wachstumsraten. Doch diese gehen wesentlich auf einzelne große Industrieprojekte wie die Aluminiumschmelze Mozal zurück. Mehr als die Hälfte der Einwohner lebt unterhalb der Armutsgrenze, Mosambik gehört immer noch zu den ärmsten Ländern der Welt. Auf dem UN-Index der menschlichen Entwicklung von 2005 liegt es auf Platz 168 von 177 Ländern.



Guter Lohn, auch ohne Mohn

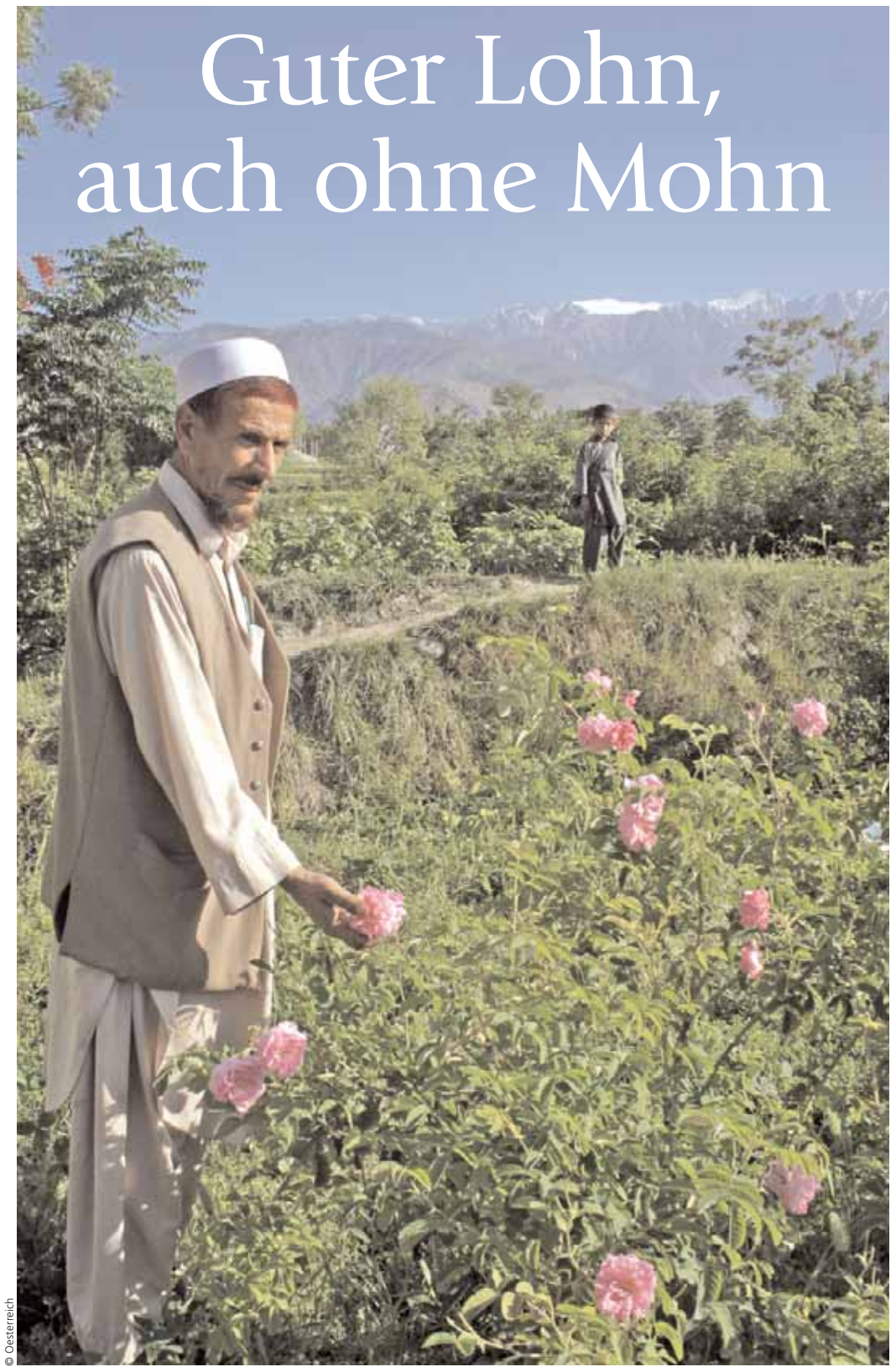
Bislang produziert Afghanistan einen Großteil des Schlafmohns, aus dem weltweit Opium und Heroin hergestellt wird. Die Deutsche Welthungerhilfe will Bauern eine legale Alternative zum Mohnanbau bieten: Aus den angebauten Damaszener-Rosen wird Rosenöl und -wasser für die Kosmetikindustrie gewonnen, das auf dem Weltmarkt hoch gehandelt wird.

Von Kai A. Struthoff

Am Fuße des Hindukusch wogt ein Blütenmeer. Zwischen den ocker-braunen Felsen vor der Kulisse des schneebedeckten Gebirges explodieren in diesen Wochen die Farben: Blutrot, schneeweiß oder zartrosa blüht der Mohn. Aus den prallen, grünen Kapseln tropft der Stoff, aus dem die bösen Träume sind. In den abgelegenen Bergtälern Afghanistans wächst der größte Teil des Schlafmohns, aus dem Opium und Heroin für die zentralasiatischen Märkte und für Europa gemacht werden.

Auf dem Feld des 47-jährigen Bauern Machmud aber blühen auf 2000 Quadratmetern Rosen. »Der Mohn hat so viele Nachteile für die ganze Menschheit, Rosen aber haben nur Vorteile«, sagt der Vater von acht Kindern. Er ist einer von 20 Bauern im Distrikt Nazian in der Provinz Nagarhar nahe der pakistanischen Grenze, der sich an einem Modellprojekt der Welthungerhilfe beteiligt. Die Bauern kultivieren Damaszener-Rosen, aus denen Rosenöl und Rosenwasser gewonnen werden. »Wir wollen ihnen eine legale Alternative bieten«, erklärt Projektleiter Norbert Burger. Denn der Mohnanbau ist auch in Afghanistan offiziell verboten. »Unsere Mullahs predigen gegen den Mohn, aber die Menschen haben keine andere Möglichkeit, Geld zu verdienen«, sagt Machmud.

Nach Jahrzehnten des Krieges ist das Land ausgeblutet. Noch immer liefern sich versprengte Anhänger der radikal-islamischen Taliban Gefechte mit den Regierungstruppen. Warlords, Clan-Chefs und El-Kaida-Anhänger, die in den zerklüfteten Bergtälern Zuflucht gefunden haben sollen, mischen mit im Drogengeschäft. Es geht um Geld – viel Geld. Die hohe Geburtenrate und die vielen zurückkehrenden Flüchtlinge verschärfen die Lage. Schulden und Repressalien der Drogenbarone zwingen die Bauern in das schmutzige Geschäft mit dem Mohn. »Viele belächeln unser Rosenprojekt«, weiß Norbert Burger. »Aber immerhin bietet es den Bauern eine legale Alternative zum Mohn«. Jeden Morgen in der Dämmerung zieht Machmud mit seinen Kindern durch die duftende Rosenplantage. Sie zupfen die frischen Knospen von den Ranken. Umgerechnet 85 Cent erhalten die Bauern pro Kilo Rosenblätter, damit kommt jeder auf rund zwei Dollar am Tag. Aber das Projekt steht erst am Anfang. Die Anbauflächen könnten noch erweitert werden.



© Oesterreich

Nach dem Wiegen werden die frischen Rosenblätter zur Destillation gebracht. Die Welthungerhilfe hat dafür eigens zwei Anlagen gebaut. Dort werden die betörend duftenden Blätter in Wasser gekocht. Das so gewonnene Rosenwasser wird ein zweites Mal gekocht. Übrig bleibt hochwertiges Rosenöl.

4000 bis 5000 Euro werden derzeit für ein Kilo organisches Rosenöl gezahlt. In der Kosmetikindustrie ist die duftende Essenz ein wichtiger Rohstoff. »Für unsere Dr.-Hauschka-Kosmetik verwenden wir keine synthetischen Produkte, sondern nur Öle von Pflanzen aus ökologischem Anbau«, erläutert Reinhard Büchner von der Kosmetikfirma Wala aus dem schwäbischen Bad Boll. Bislang bezieht Wala das Rosenöl aus Bulgarien, Rumänien und dem Iran. Doch die dortigen Kapazitäten decken kaum mehr den Bedarf. Deshalb hat Wala Interesse am Rosenöl aus Afghanistan und prüft derzeit die Qualität.

»Hier stehen 30 Hektar Rosen neben 20 000 Hektar Schlafmohn«, sagt Projektleiter Norbert Burger. Er weiß, dass die Rosen den Mohn nicht ersetzten können. Aber immerhin haben die Bauern jetzt die Wahl.

Kai A. Struthoff ist Redakteur beim Weser Kurier in Bremen.

Bauer Abdul Sutar ist stolz auf seine Rosen. Sie sind nicht nur schön, sondern bringen auch Geld – und zwar ganz legal.

Aus den Trümmern Neues schaffen

Pakistan: Die Welthungerhilfe verteilt Wellbleche und Werkzeuge für wetterfeste Notunterkünfte

Das verheerende Erdbeben im letzten Oktober in Pakistan forderte mehr als 80 000 Menschenleben und machte rund vier Millionen obdachlos. Die Deutsche Welthungerhilfe war sofort vor Ort, um Notfallhilfe zu leisten. Nachdem die Verteilung der Hilfsgüter nun abgeschlossen ist, beginnt der Wiederaufbau.

Von Michael Oesterreich

Khalid Hussein Shah ist ein alter, gebeugter Mann. Er wohnt in Pamnothi, einem winzigen Weiler im hintersten Kaschmir, tausend Meter hoch unweit der Stadt Bagh, die vom Erdbeben fast völlig zerstört wurde.

Zwei Stunden bin ich durch die Trümmer von Pamnothi gestolpert. Wieder und wieder erzählen die Dörfler von der Tragödie, die sich an jenem Morgen des 8. Oktober 2005 hier abgespielt hat. Von den zwanzig, dreißig oder mehr Familienmitgliedern, die unter den schweren Dächern und Wänden ihrer Häuser keine Überlebenschance hatten, von Menschen, die gerade noch rechtzeitig ins Freie gelangten. Zwei Tonnen wiegt ein Steindach hier in den Bergen, denn die Wände sind aus mächtigen Kieselsteinen von etwa einem halben Meter Durchmesser gebaut. Khalid Hussein steht auf den Resten seines Hauses. Er greift nach meinem Mikrofon: »Ich möchte noch etwas sagen«, beginnt er eine kleine Rede. »Ich möchte German Agro Action für all das danken, was sie hier für uns getan hat. Es war eine wirklich großzügige Hilfe.« Der Dank ist nicht bestellt, er kommt aus tiefstem Herzen. German Agro Action – unter diesem Namen arbeitet die Deutsche Welthungerhilfe in Pakistan.

Vier Millionen Obdachlose

Mehr als 80 000 Menschen starben bei dem Erdbeben auf einem Gebiet von der Größe Belgiens. Das Epizentrum lag bei Bala Kot, etwa 100 Kilometer nordöstlich von Islamabad. Eine ganze Serie von Beben setzte sich nach Südosten fort bis nach Bagh, das mit am schwersten getroffen wurde. Vier Millionen Obdachlose standen vor einer Katastrophe. Innerhalb weniger Tage war die Welthungerhilfe präsent. »Decken, Zeltplanen, Plastikplanen, Wasserkanister, Lebensmittel, Schlafmatten, Reis, Öl, Zucker, Streichhölzer, all das wurde so schnell wie möglich an die Familien verteilt, schlichtweg um das Überleben zu sichern«, schildert Marco Obermüller, Chef der Welthungerhilfe in Pakistan, die Hilfsaktionen der ersten Tage und Wochen.

Bei den Zelten konnte es in diesen Himalaja-Regionen nicht bleiben. Und dass die Menschen innerhalb eines Jahres wieder feste Behausungen haben würden, damit war nicht zu rechnen. Bis jetzt hat sich in dieser Richtung auch noch nichts getan. Vorausschauend hat die Welthungerhilfe deshalb Anfang 2006 damit begonnen, 60 000 Wellbleche nebst Werkzeug und Nägeln zu verteilen, so dass sich die obdachlosen Familien Notunterkünfte bauen konnten. Stützbalken aus Holz gab es ja genug in den Trümmern.

© Oesterreich

Ein Dach über dem Kopf: Mit dem Material der Welthungerhilfe konnten sich die Menschen Notunterkünfte für den Winter bauen.

Ställe für die Wasserbüffel

»Eine verlorene Investition sind die Wellbleche nicht. Sie sind für die Menschen sehr wertvoll«, sagt Marco Obermüller. Denn wenn das Regierungsprogramm zum Wiederaufbau erdbebensicherer Häuser anläuft, können die Bleche als Baumaterial für trockene Ställe dienen. »Der Wasserbüffel«, so Obermüller, »ist das wichtigste Gut, das die Menschen hier haben. Unter feuchten Bedingungen aber stirbt das Tier.«

Die Menschen in den 26 Dörfern des Kaschmirgebirges um die Stadt Bagh sind zunächst froh über die Wellblechbehausungen. Das gibt für den nächsten Winter Sicherheit – in Höhenlagen bis zu 1700 Metern. »Die Regierung hat jeder betroffenen Familie 175 000 Rupien (2500 Euro) versprochen, wenn sie ein Haus nach Regierungsplänen erdbebensicher baut«, sagt der Lehrer Sarfaraz Khan. »Das Bauen wird uns keine Schwierigkeiten machen. Neunzig Prozent der Menschen hier können lesen und schreiben. Und es gibt kein Kind, das nicht zu Schule geht. Aber bis wir uns an den Wiederaufbau machen können, haben wir wenigstens ein Dach über dem Kopf.«

Michael Oesterreich ist SWR-Hörfunkjournalist in Stuttgart.

1. **Der Schweiß rinnt**, wenn Ejidio Okanyi auf dem Weg nach Ngaluma kräftig in die Pedale tritt.

2. **Eine alte Frau** sitzt vor ihrer Hütte. Ngaluma ist eine Siedlung von Vertriebenen des Bürgerkriegs.

3. **Ein kleiner Luxus**: Ab und zu gönnen sich die Frauen der Siedlung ein Pfeifchen.

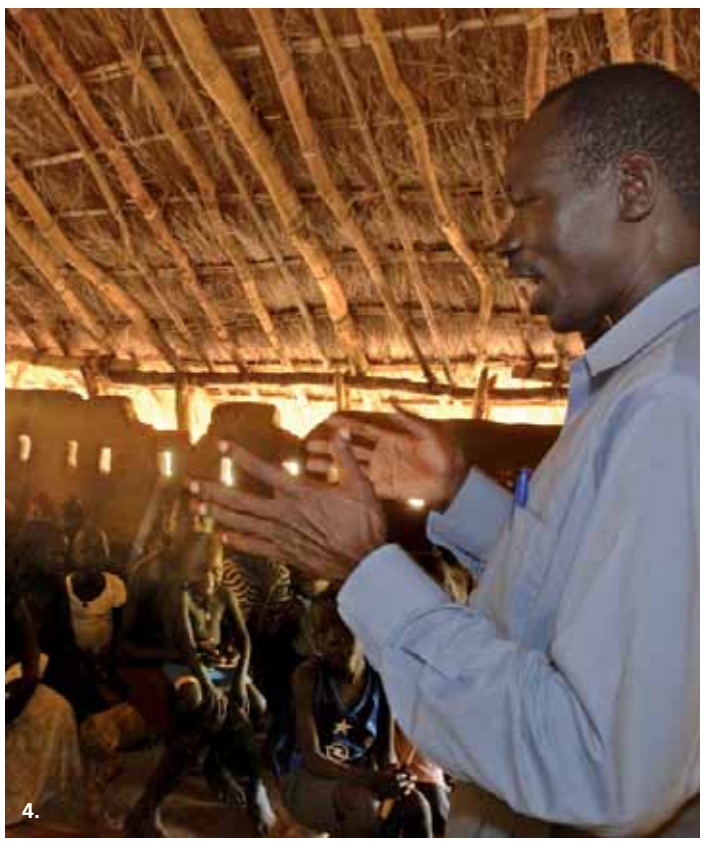
4. **Jeden zweiten Sonntag** predigt der radelnde Hirte vor seinen »Schäfchen« in der Siedlung.

5. **Auf dem Heimweg:** Zum Abschied bekommt der Priester von den Dorfbewohnern manchmal Hühner oder andere Naturalien geschenkt.

Der radelnde Hirte

Fotos: Katharina Ebel/KNA-Bild

Hinten auf sein Fahrrad hat Ejidio Okanyi ein Kreuz gemalt: Rot leuchtend, ruckelt es auf und ab, wenn der Priester über Steine und Sandbuckel radelt. Hindernisse liegen viele auf seinem 15 Kilometer langen Weg zum Gottesdienst in Ngaluma, einer Außenstation der Gemeinde Ikotos im Süd-Sudan. »Die Strecke ist anstrengend«, meint er. »Doch die Reparatur des kaputten Autos kann ich mir nicht leisten.« Schweiß rinnt dem durchtrainierten 37-Jährigen über die Stirn, als er das Fahrrad über eine knorrige Wurzel stemmt. Aber er weiß, wofür er die Strapazen auf sich nimmt: »Meine Mission – das Wort Gottes zu den Leuten zu bringen – ist wichtig.« Jeden zweiten Sonntag strampelt er sich ab, um nach Ngaluma zu kommen, über Stock und Stein im Süd-Sudan, dem Land ohne Stromleitungen und geteerte Straßen. Nur Pisten und Pfade gibt es, und die müssen erst noch gründlich ausgebessert und von Minen geräumt werden. Nach 22 Jahren Bürgerkrieg, in denen die Rebellenbewegung SPLA von der arabisch-muslimischen Regierung im fernen Khartum eine Autonomie für die schwarze, überwiegend christlich geprägte Region erkämpft hat.



Kubas heimliche Revolution

Marktwirtschaft durch die Hintertür: Das Regime braucht kapitalistische Kleinbauern zum Überleben

In kubanischen Hinterhöfen findet eine stille Revolution statt: Kleinbauern halten in Stadthäusern auf drei Etagen Hühner, Landwirte ernten neben der Autobahn bei Havanna Gemüse und züchten Kaninchen, und in der Hauptstadt grunzen Schweine vom Dach.

Von Achim Gutzeit

Die neuen Minilandwirte leisten einen wichtigen Beitrag zur Ernährung der Bevölkerung. Und sind Kleinkapitalisten: Ihr Gewinn geht in die eigene Tasche. Allein in Cojimar, einem Stadtteil Havannas, versorgen rund 140 Kleinstproduzenten 21 000 Menschen mit Gemüse, Obst, Gewürzen, Eiern und Kaninchenfleisch. Viele produzieren echte Ökoware – notgedrungen, denn chemische Düngemittel oder angereichertes Tierfutter sind zu teuer. So mancher der neuen Kleinbauern hatte ursprünglich mit Tierhaltung nichts zu tun. Sie sind unerfahren, aber auch die Profis unter ihnen müssen experimentieren, um günstige Futtermittel herzustellen. Aus Orangenschalen zum Beispiel. Bei diesen Experimenten im Hinterhof werden sie von Agraringenieuren des kubanischen Landwirtschaftsverbandes unterstützt.

Enma Leyva González aus dem Stadtteil Cojímar versucht seit Monaten, das richtige Futter für ihre Küken zu finden. Sie nimmt eins der kleinen Tiere aus einer Pappschachtel im Stall und streichelt es: »Sie sind nicht so groß, wie sie mit drei Wochen sein sollten, deshalb habe ich noch eine andere Art gekauft.« Sie leben im Haus mit und sind mit drei Tagen viel lebendiger als ihre Artgenossen im Pappkarton. Enma Leyva González erhofft sich von der Kükenzucht einen bescheidenen Wohlstand, denn die kapitalistischen Kleinbauern verdienen deutlich mehr als der Durchschnitt in Kuba. Im Gegensatz zu früher arbeiten sie eigenverantwortlich und gewinnorientiert. Ihre Ware verkaufen sie zu staatlich garantierten Preisen an Zwischenhändler oder Verkaufsstützpunkte. Noch sind die Preise gut, doch ein Damoklesschwert schwebt über all dem: Die Vogelgrippe. In Asien, Europa und Afrika hat sie bereits zum Ruin vieler Kleinbauern geführt. Sollte sie auch bis nach Mittelamerika vordringen, wäre das das Aus für die kubanischen Kleinbetriebe.

© Gutzeit

Milton Rodríguez Gongora ist der ungekrönte Eierkönig von Holguín – einer der vielen neuen Kleinkapitalisten, die Nahrungsmittel produzieren.

Die kapitalistischen Kleinbauern verdienen mahr als der Durchschnitt.

Kapitalismus bedeutet auch Klassenunterschiede – Neid kommt auf. Milton Rodríguez Gongora kennt das. Er ist der ungekrönte Eierkönig in der östlichen Kuba-Provinz Holguín. Er züchtet über seiner Wohnung auf drei Etagen 750 Hühner und verdient viel mehr als seine Nachbarn. Es wird aber von ihm erwartet, dass er die Eier auch direkt im Viertel verkauft oder verschenkt: »Wenn ich sie ausschließlich auf dem freien Markt verkaufen würde, würden mich die Leute erschlagen«, sagt er.

So wie Gongoras kleine Eierfabrik mit den außen am Haus befestigten Metallleitern sind auch die anderen Zuchtbetriebe auf ein paar Quadratmetern fester Bestandteil von Kubas Landwirtschaft geworden: »Das Gemüse, das früher aus den umliegenden Provinzen kam, wird jetzt in Havanna-Stadt produziert«, sagt Jürgen Roth von der Deutschen Welthungerhilfe. Weil die Produzenten auf diese Weise viel näher an die Konsumenten herangerückt sind, wird zusätzlich wertvoller Treibstoff gespart.

Die städtische Landwirtschaft ist eine Erfolgsgeschichte – dabei wurden die ersten Genossenschaften vor 15 Jahren nur aus der Not heraus gegründet, um die Bevölkerung nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion irgendwie durchzubringen. Es fehlte an allem, ob chemische Düngemittel, Benzin oder Saatgut – die industrielle Landwirtschaft war völlig zusammengebrochen. Fidel Castros Bruder Raoul wurde zum Förderer des neuen Systems. Dennoch ist es eine Marktwirtschaft auf Abruf, die hier entstanden ist. Denn Kleinbauern und Hilfsorganisationen befürchten, dass das Regime des sozialistischen Staates dem kapitalistischen Experiment in seinen Hinterhöfen jederzeit ein Ende setzen könnte.

Achim Gutzeit ist freier Journalist in Hamburg.

Das Schweigen überwinden

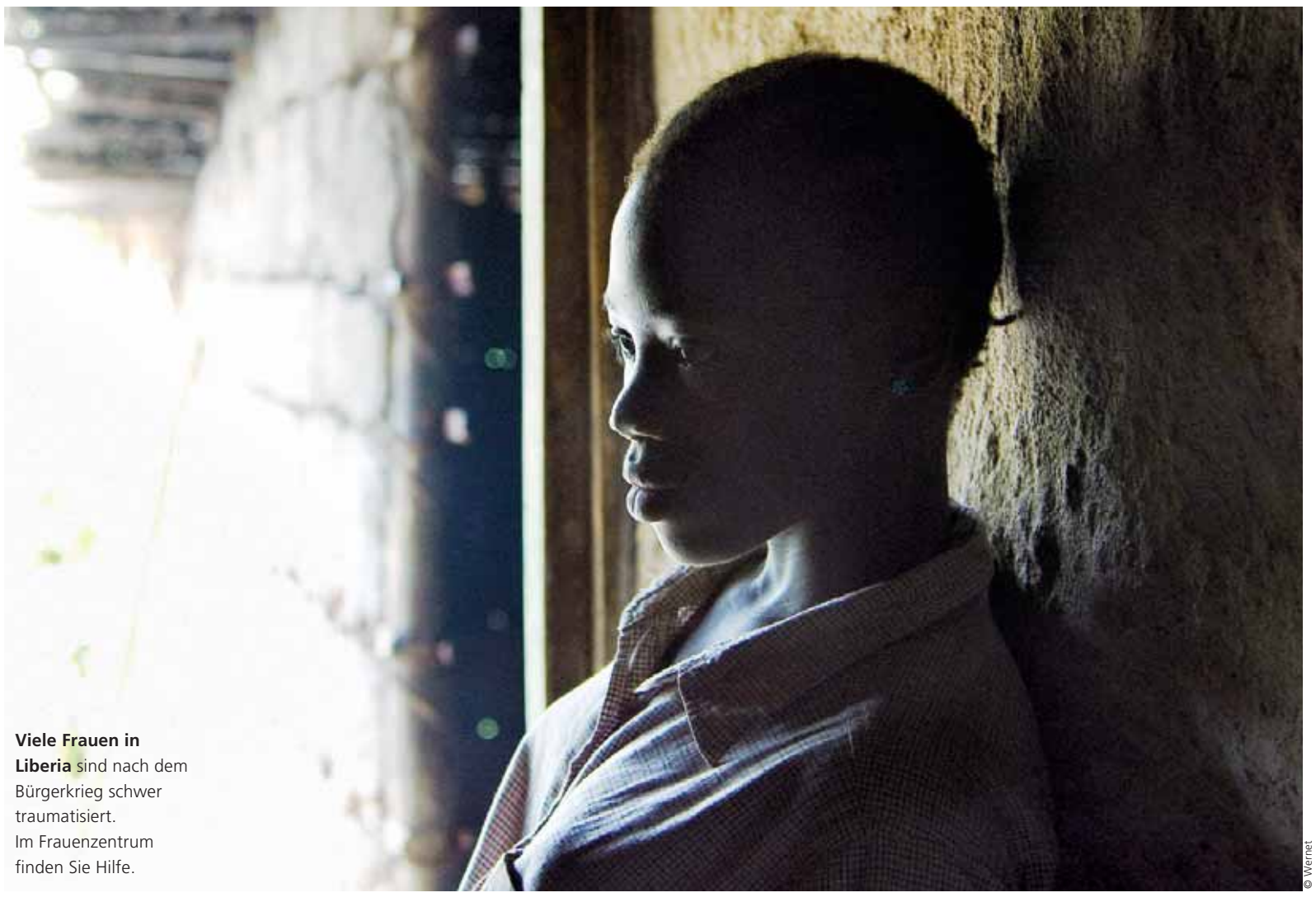
In Liberia betreut ein Pilotprojekt von Welthungerhilfe und medica mondiale vom Bürgerkrieg traumatisierte Frauen

Die Deutsche Welthungerhilfe und die Kölner Hilfsorganisation medica mondiale rufen dazu auf, Mädchen und Frauen nach Kriegen und Bürgerkriegen vor Vergewaltigung und sexueller Folter zu schützen. Gleichzeitig fordern beide Organisationen, die Frauen systematisch am Friedensprozess und am Aufbau der Gesellschaft zu beteiligen.

Von Barbara Kussel

Ohne ein Ende der Straflosigkeit gibt es auch kein Ende der Gewalt gegen Frauen«, sagt Monika Hauser, Gründerin von medica mondiale. Deshalb fordern die Welthungerhilfe und medica mondiale, dass Kriegsverbrechen gegen Frauen konsequent geahndet werden. Sind Justiz- und Polizeiapparat zusammengebrochen, bleiben Straftäter straffrei. Auch dann, wenn die Überlebenden Scham und Schweigen überwinden würden.

Beispiel Liberia: Zwei von drei Frauen in dem westafrikanischen Land wurden in den vergangenen Jahren Opfer sexueller Gewalt. Während des 14-jährigen Bürgerkrieges wurde Vergewaltigung systematisch als Kriegswaffe eingesetzt. Auch nach Kriegsende geht die Gewalt gegen Frauen unvermindert weiter. Der Krieg hat die Werte und Normen der Gesellschaft zerstört und die Gewaltschwelle extrem gesenkt.



Viele Frauen in Liberia sind nach dem Bürgerkrieg schwer traumatisiert. Im Frauenzentrum finden Sie Hilfe.

© Wernet

In einem Pilotprojekt in Liberia kooperieren beide Hilfsorganisationen: Sie kombinieren Nothilfe und Entwicklungsmaßnahmen mit psychologischer Hilfe für Frauen. Die Welthungerhilfe stellt Flüchtlingen und Vertriebenen, die in ihre Dörfer zurückkehren, Saatgut und landwirtschaftliche Geräte zur Verfügung. Straßen, Schulen und Brunnen werden repariert, um einen wirtschaftlichen Neuanfang möglich zu machen. medica mondiale baut ein Frauenzentrum auf und bietet traumatisierten Frauen psychosoziale Unterstützung und Ausbildungsplätze an. Dieses Engagement ist Teil der deutschen »Finanziellen Zusammenarbeit zum Wiederaufbau des Südostens Liberias«. Die Welthungerhilfe führt dieses Programm im Auftrag der KfW Entwicklungsbank durch, finanziert wird es vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Barbara Kussel ist freie Journalistin in Bornheim.

© Bolesch

Die Idylle täuscht: Die bunten Holzhäuser von Auhya Pihni sind baufällig, und im Dorf herrscht Armut.

Elend hinter bunten Fassaden

Nicaragua: Armut treibt die Bewohner von Auhya Pihni in die Fremde. Doch zukünftig soll es besser werden.

In Auhya Pihni an der Ostküste Nicaraguas kämpfen die Menschen gegen magere Ernten, verseuchtes Trinkwasser und die Armut. Probleme, die überall in der Region Autónoma del Atlántico Norte (RAAN) an der Tagesordnung sind. Was Auhya Pihni heraushebt, ist seine Wahl zum »Millenniumsdorf« der Deutschen Welthungerhilfe. Innerhalb von fünf Jahren soll sich hier vieles zum Besseren wenden.

Von Stefanie Koop

Auhya Pihni ist nur 20 Kilometer von der Küste entfernt, doch die Fahrt über die unbefestigte Schlaglochpiste dauert mehr als zwei Stunden. Schon von weitem leuchten die Holzhäuser in kräftigem Pink und Türkis. Sie stehen auf Stelzen, um die Bewohner gegen Überschwemmungen oder ungebetene Gäste wie Schlangen oder frei laufende Hühner und Schweine zu schützen. Das Leben spielt sich im Freien ab, hier wird gewaschen und gekocht. Hinter dem idyllischen Treiben aber stehen bittere Fakten: In der RAAN, deren Bewohner der Volksgruppe der Miskitu angehören, nimmt die Armut stetig zu. Bereits jetzt leben 80 Prozent der Menschen von weniger als einem Dollar am Tag.

Die Analphabetenrate liegt mit über 44 Prozent erschreckend hoch.

Die Besucher der Welthungerhilfe und ihrer lokalen Partnerorganisation Aikuki Wal werden begrüßt wie alte Freunde. Carlos Escobar führt die Gäste die Stufen zu seiner Hütte hinauf. »Vorsicht!«, warnt er, denn im Fußboden klafft ein großes Loch, das aus luftiger Höhe den Blick auf die Wiese darunter freigibt. Es fehlt hier an allem, so auch an Reparaturholz. Im blauen Stelzenhaus des Landwirtes teilen sich 15 Familienmitglieder bescheidene 25 Quadratmeter. Übliche Verhältnisse in einer Region, in der zahlreicher Nachwuchs für gesellschaftliche Anerkennung steht. Sorgenvoll spricht der 79-Jährige darüber, wie schwierig es ist, Tag für Tag über die Runden zu kommen. Selten kommt zu den Mahlzeiten etwas anderes als Bohnen und Reis auf den blank gescheuerten Tisch, denn Gemüse ist rar und Fleisch fast unerschwinglich. »In der letzten Woche war ich so krank, dass ich den einstündigen Fußmarsch zu meinem Feld nicht geschafft habe«, erzählt der Bauer mit dem wettergegerbten Gesicht, »da wurde es eng für die Familie«. Seine erwachsenen Söhne, die eigentlich helfen könnten, wohnen schon lange nicht mehr im Dorf. Wie viele ihrer Landsleute trieb auch sie die hohe Arbeitslosigkeit – 60 Prozent, so wird geschätzt – nach Costa Rica und in die Vereinigten Staaten. Jeder fünfte Einwohner Nicaraguas, dem zweitärmsten Land Lateinamerikas, findet dort dauerhaft oder saisonal ein Auskommen, zumeist als illegale Hilfskraft.

Was sollte seine Söhne auch halten an einem Ort, um den sich bisher niemand gekümmert hat, wo ohne Aussicht auf wirtschaftlichen Aufschwung kaum das tägliche Überleben garantiert war? Jetzt aber habe er Hoffnung, dass in Auhya Pihni die Zeiten besser werden, sagt Carlos. Die Deutsche Welthungerhilfe hat es als eins von weltweit 15 Dörfern oder Regionen ausgesucht, an denen sie beispielhaft zeigen will, dass der Kampf gegen Hunger und Armut eine reelle Chance auf Erfolg hat. Mindestens fünf Jahre lang wird die Welthungerhilfe gemeinsam mit Aikuki Wal in Auhya Pihni grundlegende Missstände beseitigen. Über das, was konkret geschehen soll, entscheiden die Menschen im Dorf selbst. Einiges ist mittlerweile schon auf den Weg gebracht.

Um die dringlichsten Ziele zu benennen, müsse man nicht lange überlegen, sagt Carlos und streicht über den Kopf der fünfjährigen Jania, die sich neugierig zu den Besuchern gesellt hat. Ein typischer Rotstich in ihrem stumpfen Haar verrät, dass ihr Vitamine fehlen. Unter- und Mangelernährung sind in Auhya Pihni weit verbreitet, denn das, was auf den Feldern wächst, reicht nicht für alle aus oder ist nicht nahrhaft genug. In einem ersten Schritt werden die Bauern nun dabei unterstützt, den Anbau um vitaminreiche Nahrungsmittel wie Zitrusfrüchte oder Gemüse zu erweitern. Zudem bekommen sie Saatgut, das auf ihren Böden besser gedeiht. Auf Dauer sollen so Überschüsse zum Vermarkten erzielt werden, damit Handel in Gang kommt und sich Verdienstmöglichkeiten für die Bewohner eröffnen. Carlos deutet auf den neuen Brunnen in der Nähe seiner Hütte. Sauberes Wasser, sagt er, stehe auf der Dringlichkeitsliste im Dorf ganz oben. Bisher schöpfte man es mit Plastikkanistern aus dem nahegelegenen Bach oder einfach aus Pfützen. Fünf der neuen, tiefen Brunnen, die auch bei niedrigem Grundwasserspiegel nicht versiegen, gibt es nun schon. Zu Beginn der Trockenzeit sollen weitere entstehen.

Aus dem schlichten Schulgebäude mitten im Dorf schallen fröhliche Stimmen. 290 Grundschulkinder teilen sich hier drei Klassenräume – das funktioniert nur, wenn ein Teil der Schüler morgens lernt und der andere nachmittags. Da die Bevölkerung rasant wächst, plant die Welthungerhilfe, das Gebäude um zwei Räume zu erweitern. Schulleiter Anstacio Alvarel hört dies gern. Wer in die Schule investiere, sichere den Kindern die Chance, wenigstens Lesen und Schreiben zu lernen, betont der engagierte Pädagoge und selbst Vater zweier Mädchen. In der RAAN liegt die Analphabetenrate mit über 44 Prozent erschreckend weit über dem Landesdurchschnitt.

Bessere Straßen helfen, Waren gewinnbringend zu vermarkten.

Gespannt wartet die Gemeindeversammlung auf ihre Gäste. In der offenen Halle ergreifen Männer wie Frauen das Wort und begrüßen, dass in ihrem Dorf etwas bewegt werden soll. Für alles, was das »Millenniumsdorf« betrifft, gibt es ein Komitee. Melvis Cooper steht ihm als Sekretärin vor. Sie berichtet, was die Menschen im Dorf von der Welthungerhilfe und ihren Partnern erwarten. Die Ziele sind hoch gesteckt, es soll wirtschaftlich bergauf gehen, Bildung und Gesundheit sollen gefördert werden. Dies alles lasse sich nicht realisieren, ohne dass äußere Faktoren mit den Veränderungen im Dorf Hand in Hand gingen, betont Roger Herman, Leiter von Aikuki Wal. Bessere Straßen seien beispielsweise eine Voraussetzung, Ware gewinnbringend zu vermarkten. Carlos Escobar wünscht sich für die Zukunft vor allem eines: Dass seine Enkel eines Tages in Auhya Pihni bleiben und hier ihr Auskommen finden werden.

Stefanie Koop ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

INFO: MILLENNIUMSDÖRFER

© Bolesch

Die Kinder von Auhya Pihni und den anderen Millenniumsdörfern freuen sich auf eine bessere Zukunft.

Auhya Pihni ist eines der 15 Dörfer, die von der Welthungerhilfe in Afrika, Lateinamerika und Asien als »Millenniumsdörfer« ausgewählt wurden. An deren Beispiel will sie zeigen, dass die von der internationalen Gemeinschaft im Jahr 2000 festgelegten acht »Millenniumsziele« bereits in den nächsten fünf Jahren erreicht werden können. Hierzu gehört es unter anderem, den Anteil der Hungernden und Armen zu halbieren, allen Kindern eine Grundschulbildung zu ermöglichen und die Kindersterblichkeit zu senken. Hilfe zur Selbsthilfe ist auch hier das zentrale Prinzip. Die einheimische Bevölkerung ist an allen Entscheidungsprozessen auf dem Weg zur Verwirklichung der Ziele beteiligt. Bei der Förderung der Dörfer bezieht die Welthungerhilfe grundsätzlich die gesamte Region mit ein.

Weitere Informationen über die »Millenniumsdörfer« unter www.welthungerhilfe.de oder in der Broschüre »Millieniumsdörfer – eine Initiative der deutschen Welthungerhilfe«, kostenlos zu beziehen unter: info@welthungerhilfe.de oder Telefon (02 28) 22 88-127.

© Veser

In der Ruwenzori-Region werden jetzt Früchte angebaut, die sich besser vermarkten lassen.

UGANDA

Uganda – mit 236 860 Quadratkilometern etwa so groß wie die alte Bundesrepublik – gehört zu den ärmsten Ländern der Welt, konnte in den letzten Jahren jedoch die Armut deutlich reduzieren. Der UN-Index der menschlichen Entwicklung listet es 2005 auf Rang 144 von 177 Ländern. Auch im Kampf gegen Aids ist Uganda erfolgreich: Mit breit angelegten Aufklärungskampagnen und kostenlosen Tests konnte die Rate der Neuinfektionen gesenkt werden.

1962 wurde das ostafrikanische Binnenland unabhängig von der britischen Kolonialmacht. Von 1971 bis 1979 wurden unter dem berüchtigten Diktator Idi Amin mehr als 300 000 Menschen ermordet. Während der Regierungszeit von Milton Obote (1980–85) kamen durch Bürgerkrieg und Missachtung von Menschenrechten weitere 100 000 Menschen um. Seit 1986 regiert Präsident Yoweri Kaguta Museveni, der bei den Wahlen im Februar 2006 für weitere fünf Jahre bestätigt wurde.

Rund 25 Millionen Menschen leben heute in Uganda. Die Wachstumsrate der Bevölkerung ist hoch, rund 50 Prozent der Menschen sind jünger als 15 Jahre. Damit hat Uganda eine der weltweit jüngsten Bevölkerungen – eine Herausforderung für die Wirtschaft des agrarisch geprägten Landes, dessen Hauptexportgüter Kaffee, Tee und Fisch (aus dem Viktoriasee) sind.

Gemeinsam sind sie stark

Westuganda: Neue Anbaumethoden für höhere Erträge

Einmal pro Woche nehmen die Witwen von Rugendabara ihre Zukunft selbst in die Hand. Dann treffen sich die 48 Frauen, die ihre Männer durch Aids verloren haben, mit Clare Kaijabwanga im hölzernen Versammlungshaus des Dorfes, um gemeinsam über neue Anbaumethoden und den geplanten Verkauf ihrer Produkte in der westugandischen Ruwenzori-Region an der Grenze zum Kongo zu diskutieren.

Von Thomas Veser

Agrarexpertin Clare Kaijabwanga, die im Auftrag der regionalen Nichtregierungsorganisation »Kabarole Research Centre« (KRC) Landwirte berät, mustert die Bäuerinnen aufmerksam, dann wiederholt sie: »Ihr seid also damit einverstanden, künftig verstärkt Ananas und Soja anzubauen, denn das lässt sich auf den Märkten besser verkaufen. Mais und Bohnen wollt ihr nur noch zum Eigenbedarf produzieren, nicht wahr?«

Erst nachdem alle Frauen dies unmissverständlich bestätigt haben, wird der Beschluss im Protokoll festgehalten. »Ihr bekommt jetzt Saatgut und Hilfsmittel. Wenn es Probleme gibt, dann helfen wir euch weiter«, ermutigt Clare Kaijabwanga ihre Zuhörerschaft, die sich mit dem Anbau von Ananas und Soja auf fremdes Terrain vorwagt. Denn traditionell setzt man in der hügeligen Landschaft um das bis zu 5100 Meter aufragende Ruwenzori-Massiv für den Eigenbedarf auf wohlbekannte Feldfrüchte wie Mais, Maniok und Süßkartoffeln. Baumwolle, Kaffee, Kakao und Vanille hingegen werden vornehmlich für den Export produziert.

Gegenwärtig leben rund 1,6 Millionen Menschen in der Region, weit über 80 Prozent sind in der Landwirtschaft tätig. Sie sollen künftig verstärkt auf exotische Früchte, Sonnenblumen zur Ölgewinnung, Soja, Reis und Honig setzen, denn nach diesen Produkten herrscht auf den regionalen Märkten große Nachfrage. Bei diesem Übergang vom vertrauten Subsistenz-Dasein zu einer marktorientierten, stärker professionalisierten Landwirtschaft erhalten sie Beistand vom KRC, das seinerseits von der Deutschen Welthungerhilfe finanziell unterstützt wird.

Nach einem Jahrzehnt in der Ruwenzori-Region zieht KRC-Direktor Alex Ruhunda Bilanz. Obwohl die Bedingungen für die Landwirtschaft gut sind, könnten immer noch viele Familien nur mit Mühe und Not den Eigenbedarf decken. Das mit rund 3,5 Prozent ziemlich hohe Bevölkerungswachstum habe in den vergangenen Jahren den Druck auf die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen und damit die Konfliktgefahr erhöht. Ungeeignete Methoden, darunter das absichtliche Legen von Bränden oder Überdüngung, hätten die Bodenqualität allmählich verschlechtert. »Zudem wissen Landwirte oft nicht, wie man effizient düngt und die Ernte später richtig verarbeitet. So legen viele Bauern Kaffee an den Rändern der asphaltierten Straßen zum Trocknen aus. Wegen seines unangenehmen Beigeschmacks können sie ihn dann auf den Märkten kaum noch verkaufen.«

Gegen diese Defizite geht das KRC mit Fortbildungen an, in denen man beispielsweise lernt, wie man Kaffee fachgerecht verarbeitet, Ananas richtig anbaut oder mit Kompost statt Kunstdünger größere Erträge erzielt. In einigen Fällen konnte das Kabarole Research Centre nach eigenen Angaben in den vergangenen Jahren Steigerungen um bis zu 20 Prozent feststellen.

Ob die Theorie auch in die Praxis umgesetzt wird, prüfen die Angehörigen landwirtschaftlicher Selbsthilfe-Zusammenschlüsse, die mit dem KRC zusammenarbeiten, regelmäßig nach. Als »Modell-Farmer« besitzen sie ein deutlich höheres professionelles Niveau als die Subsistenzbauern. Sie vermitteln nicht nur technisches Know-how, sondern führen den Landwirten vor, wie man genossenschaftliche Vermarktungsgruppen gründet und welche Vorteile das gemeinsame Vorgehen mit sich bringt. »Wenn Bauern Überschüsse erzielen, dann versuchen sie meistens, die Produkte individuell zu verkaufen. Davon profitieren jedoch in erster Linie Großeinkäufer, deren Mittelsmänner durch die Region ziehen und den einzelnen Bauern sehr tiefe Preise diktieren«, berichtet KRC-Mitarbeiter Kenneth Kyakalele. Werden große Mengen indessen kollektiv vermarktet, lassen sich höhere Erlöse erzielen, »die Genossenschaft kann sich erfolgreich gegen die Willkür der Grossisten zur Wehr setzen.« Zudem gewährleistet der Zusammenschluss eine gleichbleibend hohe Qualität, da sich die Genossenschaftler an verbindliche Vorgaben halten müssen.

Das Kursprogramm zeigt, dass die Verantwortlichen großen Wert auf zivilgesellschaftliche Fragen legen; vor allem auf den Stellenwert von Lobbying und Menschenrechten sowie auf die Gleichstellung von Mann und Frau – Themen also, bei denen in Uganda noch Nachholbedarf herrscht.

Zwist um knappes Land

So sind Frauen überwiegend für die mühselige Feldarbeit verantwortlich, jedoch gemäß Gewohnheitsrecht von der Erbfolge ausgeschlossen, weil ihr Erbanteil nach der Heirat an die Familie des Ehemannes fallen würde. Und auch Methoden zur Konfliktbereinigung haben einen hohen Stellenwert: Weil Land knapp wird, kommt es immer wieder zu Nachbarschaftszwist; außerdem hat die Zahl der Zuwanderer, die vor dem Bürgerkrieg im Kongo nach Westuganda geflüchtet sind und oftmals als unerwünschte Eindringlinge empfunden werden, stark zugenommen.

Ob die Witwen von Rugendabara erfolgreich in den Ananas-und Soja-Anbau einsteigen können, wird sich bald zeigen. An sichtbaren Anreizen mangelt es jedenfalls nicht: In andere Dörfern können sich Bauern dank steigender Einnahmen solide Häuser aus Ziegelstein mit Blechdach sowie den Schulbesuch ihrer Kinder leisten.

Thomas Veser ist freier Journalist in St. Gallen/Schweiz.

© Veser

Nicht nur die Witwen von Rugendabara kommen in die Beratungsstunden von Agrarexpertin Clare Kaijabwanga. Auch die Männer des Dorfes wollen lernen.

Trockenzeit am Rift Valley im äthiopischen Hochland. In dieser Region fördert die Welthungerhilfe den Erosionsschutz und unterstützt die Menschen mit Saatgut und Beratung bei der Aufforstung.

© Wernet

Dossier

Die Wasserkrise

Die Wasserkrise hat viele Gesichter – Trinkwassermangel, Überschwemmungen, vergiftete Abwässer, Dürren, die Vieh und Ernten bedrohen. Lange Zeit galt es als gegeben, dass Wasser im Überfluss verfügbar ist. Eine ausreichende Versorgung schien nur eine Frage von Technologie und Geld zu sein. Doch immer häufiger werden wir daran erinnert, dass Wasser eine begrenzte Ressource ist. Anders als beispielsweise Erdöl ist es durch nichts zu ersetzen. Und die drohende Krise gefährdet Mensch und Umwelt gleichermaßen. So liegen inzwischen immer mehr Vorschläge auf dem Tisch, wie ihr begegnet werden könnte.

Wasser

Der wertvolle Rohstoff wird zusehends knapp. Die drohende Wasserkrise gefährdet Mensch und Umwelt.

Während der kurzen Regenzeit fallen im äthiopischen Hochland heftige Niederschläge, die oft schwere Überschwemmungen verursachen. Dann bleibt es monatelang trocken, es fällt kein Tropfen. Immer wieder verursacht Dürre Ernteausfälle und verstärkt den Hunger. »Wassersicherheit« ist angesichts dieser Situation das neueste Stichwort in der internationalen Diskussion. Es geht um den Schutz vor zu viel Wasser einerseits und vor zu wenig andererseits. Doch die Vorstellungen, wie »Wassersicherheit« herzustellen sei, sind sehr unterschiedlich.

Von Uwe Hoering

Äthiopien hat zu wenig Staudämme«, behauptet Claudia Sadoff von der Weltbank. Deshalb würden die reichlichen Niederschläge nicht aufgefangen. In der Regenzeit reißen sie daher Straßen und Brücken, schützende Vegetation und fruchtbaren Boden mit. In den trockenen Monaten wissen die Bauern dagegen nicht, wie sie ihre Felder bewässern und ihr Vieh tränken sollen. So erleidet der wirtschaftliche Aufschwung des Landes am Horn von Afrika, das nach langem Bürgerkrieg zu den ärmsten des Kontinents gehört, immer wieder Rückschläge. Äthiopien sei »eine Geisel des Wasserkreislaufs«, sagt Claudia Sadoff.

Als Ausweg empfiehlt die Weltbank die Errichtung teurer, großer Staudämme. Turbinen könnten dann Strom erzeugen. Denn auch daran mangelt es. Und große Flächen in den dünn besiedelten Savannen-Tiefebenen im Südosten und Westen des Landes sollen bewässert werden.

Energie und Landwirtschaft würden auch Anreize für ausländische Investoren bieten, so die Erwartung der Experten. Außerdem könnte der Export von Strom und Agrarprodukten Devisen ins Land bringen. Wasser würde damit zum Zugpferd für die wirtschaftliche Entwicklung des ganzen Landes. Das verspricht zumindest die Weltbank.

Äthiopiens arme Kleinbauern hätten davon allerdings kaum etwas. Denn ihre Dörfer und Äcker liegen überwiegend im gebirgigen, zerklüfteten Hochland, weit oberhalb der geplanten Staudämme. Um in den neuen, großen Bewässerungssystemen Arbeit zu finden, müssten die Kleinbauern umgesiedelt werden. Und damit sich die Investitionen in Dämme, Kanäle und Landerschließung auch amortisieren würde, müsste man vor allem Baumwolle, Obst, Gemüse, Blumen oder Gewürzkräuter anbauen, die in der Hauptstadt Addis Abeba und im Ausland gutes Geld bringen – aber keine Grundnahrungsmittel wie Tef, die einheimische Hirse, aus der das äthiopische Fladenbrot Injeera gemacht wird.

Damit sich die Investitionen in große Staudämme rechnen, müssten Produkte für den Export statt traditioneller Grundnahrungsmittel angebaut werden.

Der Staudamm, den die Bewohner des Dorfes Adis Nifas in der Provinz Tigray zwei Tagesreisen nördlich von Addis Abeba eigenhändig angelegt haben, ist nur etwa 15 Meter hoch und dreihundert Meter lang. Sie haben ihre Arbeitskraft zur Verfügung gestellt, die staatliche Entwicklungsorganisation hat Maschinen und Geld beigesteuert. Verwendet wurde überwiegend lokales Baumaterial wie Bruchsteine und Erde. Dazu etwas Zement für den Überlaufkanal. Auch sechs Monate nach dem Ende der Regenzeit gibt es noch genug Wasser, um das Vieh zu tränken.

Im Tal unterhalb des Damms hat jede Familie zusätzlich zu ihrem Acker, auf dem sie Regenfeldbau betreibt, ein Viertel Hektar Land erhalten, dazu Setzlinge von Obstbäumen und Elefantengras als Bepflanzung für die Erdwälle, die die Felder trennen und die Bodenerosion bremsen. Eine Nutzerorganisation regelt die Wasserverteilung und die Instandhaltung der kleinen Kanäle. Verbesserte Anbaumethoden bringen höhere Erträge bei geringerem Wassereinsatz. Außerdem ist der Grundwasserspiegel gestiegen. Aus vier, fünf Meter tiefen Brunnen können die Bauern jetzt mit einer Tretpumpe Wasser auf ihre Felder leiten. Dort wachsen Sesam, Gemüse und Chillis für Berbere, die scharfe rote Paste, die bei keinem äthiopischen Essen fehlt.

Grundwasser und der Stausee verlängern die Zeit, in der Wasser über die kurze, unzuverlässige Regenzeit hinaus verfügbar ist. Das erlaubt mehr Ernten, höhere Erträge, ein kleines Einkommen – und mehr Sicherheit. Für mehr Menschen. Und zwar dort, wo sie leben. Zudem kostet diese »Wassersicherheit« nur einen Bruchteil dessen, was große Staudämme und Bewässerungssysteme verschlingen.

Uwe Hoering ist freier Journalist in Bonn.

Die Pegel sinken, während der Reformdruck steigt

Es gibt kein Patentrezept zum Wassersparen in der Landwirtschaft

Die Landwirtschaft hat den weitaus größten Anteil am Wasserverbrauch durch die Menschen. Im weltweiten Durchschnitt liegt er bei 70 Prozent, in vielen heißen, trockenen Ländern bei bis zu 90 Prozent. In Bewässerungssystemen wird Wasser oft verschwendet, durch den übermäßigen Einsatz versumpfen und versalzen die Böden. Je knapper Wasser wird, desto mehr gerät die Landwirtschaft unter Reformdruck.

Von Uwe Hoering

Gedroschener Reis wird geworfelt (die Reiskörner werden von der Spreu getrennt).

© Lohnes

Im Punjab, Nordindiens Kornkammer, laufen die Pumpen rund um die Uhr. Der Weizen steht kurz vor der Ernte, doch die Bewässerungsbehörde liefert nicht genug Wasser. Viele Bauern haben daher Tiefbrunnen. Die teure Eigenversorgung verringert ihre Abhängigkeit von der preiswerten, aber unzuverlässigen staatlichen Wasserzuteilung. Doch durch -zigtausend Diesel- und Elektropumpen sinkt im Punjab der Grundwasserspiegel dramatisch. Das gleiche geschieht in China und vielen anderen landwirtschaftlichen Regionen. Der Wasserbedarf der Landwirtschaft trocknet Feuchtgebiete, Brunnen und Flüsse aus, der Aral-See, der Tschad-See oder der äthiopische Abe-See schrumpfen.

Wasser sei zu billig, deshalb würde es verschwendet, meinen die Ökonomen. In der Tat bezahlen Bauern oft nur eine geringe Gebühr für die Versorgung – das Wasser selbst kostet sie nichts, ebenso wenig die gewaltigen Ausgaben für die Infrastruktur. Würden sie stärker an den Kosten für Betrieb, Instandhaltung und den Bau von Kanälen beteiligt, so die Erwartung, würden sie auch sparsamer mit dem Wasser umgehen.

Tröpfchen für Tröpfchen

Sie könnten zum Beispiel auf Tröpfchenbewässerung umstellen. Oder sie bauen Produkte an, die weniger Wasser benötigen. So lässt sich mit Obst oder Gemüse mehr verdienen als mit dem Anbau von Nassreis. Wirtschaftlich betrachtet wäre die »Wertschöpfung« bei gleichem Wassereinsatz damit höher.

Bessere Technologie und höherwertige Anbauprodukte würden die Produktivität von Wasser und Landwirtschaft insgesamt verbessern. Sie würde »more Crops per Drop« liefern und den steigenden Bedarf nach Nahrungsmitteln und agrarischen Rohstoffen decken. Manche Experten schlagen sogar vor, dass Länder mit geringen Wasserreserven ihre Landwirtschaft ganz auf gewinnbringende Exporte umstellen und »durstige« Grundnahrungsmittel aus den Industrieländern importieren, die große Überschüsse an Getreide, Milch oder Fleisch haben. Auch für Finanzminister hätte die »Kostendeckung« Vorteile. Sie würde die Ausgaben senken. Denn Regierungen können den Bau von Dämmen, Kanälen und Pipelines, die Erschließung neuer Bewässerungssysteme und die Verwaltung kaum noch finanzieren.

Doch es gibt auch Widerstand. Im indischen Maharasthra zum Beispiel kam es zu heftigen Protesten, als die Wassernutzer stärker zur Kasse gebeten werden sollten. Denn viele Betriebe sind bereits hoch verschuldet. »Die Kostendeckung vertreibt Kleinbauern und überlässt die Landwirtschaft den reichen Bauern«, klagte ein Bauernvertreter. Und sie könnte den Anbau von Grundnahrungsmitteln verringern und mehr Länder von Importen abhängig machen, um die Bevölkerung zu ernähren.

Wasser für alle

Städtische Wasserwerke haben in vielen Ländern des Südens einen schlechten Ruf. Sie gelten als ineffizient und korrupt, Vetternwirtschaft beeinträchtigt ihre Arbeit. Oft sind sie mitverantwortlich für schlechte oder fehlende Trinkwasserversorgung oder sanitären Einrichtungen. Dass es anders geht, zeigt Porto Alegre, die Hauptstadt des brasilianischen Bundesstaates Rio Grande do Sul.

Von Uwe Hoering

Nahezu jeder Haushalt der Millionenstadt hat einen Wasseranschluss, fünf von sechs einen Kanalanschluss oder wenigstens eine Sickergrube. Das ist weit besser als irgendwo sonst in Brasilien. Und die Abwasserklärung, vielerorts eine Achillesferse, wird im kommenden Jahr auf 77 Prozent steigen, wenn die neue, große Kläranlage in Betrieb geht. Keine stinkenden Abwasserkanäle, keine Cholera oder andere Krankheiten, die durch verunreinigtes Wasser übertragen werden – das trägt dazu bei, dass Porto Alegre heute die brasilianische Landeshauptstadt mit der höchsten Lebensqualität ist.

Die Wasserwerke DMAE gehören zwar der Stadt. Doch sie sind völlig selbständig, auch finanziell. Sie erhalten keine Zuschüsse aus dem Stadtsäckel, sondern müssen die Kosten für Betrieb, Gehälter und Zinsen für Kredite durch die Einnahmen decken. Und das gelingt trotz niedriger Tarife.

Das Geheimnis: Großabnehmer wie städtische Betriebe und Behörden, Einkaufszentren und Industrie, aber auch Haushalte, die für ihre Swimmingpools und Gärten viel verbrauchen, zahlen weit mehr als den Basistarif. Dafür werden Haushalten mit geringem Einkommen für die ersten zehn Kubikmeter im Monat nur vier berechnet, sie erhalten also 6000 Liter kostenlos. Soziale Einrichtungen wie Krankenhäuser zahlen gar nichts. Die hohen Preise für Großverbraucher und Aufklärung über Wassersparen haben den Verbrauch gesenkt.

Eine wichtige Voraussetzung des Erfolges ist der »Bürgerhaushalt«. Seit 1989 bestimmen die Einwohner von Porto Alegre jedes Jahr über die städtischen Ausgaben mit. In Stadtteilversammlungen legen sie fest, in welche Viertel und welche Bereiche das Geld fließt. Infrastruktur, Bildung und Gesundheit und die ärmeren Wohngegenden haben dabei Vorrang – auch bei der Wasserversorgung. Im Unterschied zu vielen anderen Städten fließen dadurch die Investitionen nicht vorrangig in die wohlhabenden Wohnviertel. Bürgervertreter schauen außerdem den privaten Unternehmen, die Aufträge ausführen, auf die Finger. »Die Einwohner kontrollieren den gesamten Prozess«, sagt Hélio Maltz, der Planungskoordinator von DMAE, »von der Planung und Entscheidung bis hin zur Verwendung der Gelder«.

© Hacky Hagemeyer

Das war auch einer der Gründe, warum sich Einwohner, Stadtrat und Wasserwerke vehement gegen die Absicht der Regierung wehrten, per Gesetz städtische Versorgungsbetriebe zu privatisieren. Investoren würden mehr Geld bringen und besseres Management, so die Begründung für das Gesetz. Doch Porto Alegre wollte sich die Wasserversorgung nicht aus der Hand nehmen lassen.

Bestätigt sieht man sich durch Erfahrungen anderer Städte wie Cochabamba, Buenos Aires und Manila. Dort haben private, ausländische Unternehmen Versprechen nicht eingehalten, Preise drastisch erhöht und sich bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten oder zu geringem Gewinn einfach zurückgezogen. Doch städtische Unternehmen können nicht einfach verschwinden, sagt Hélio Maltz. Und statt Gewinne ins Ausland zu transferieren, geben sie sie der Bevölkerung zurück. »Öffentliche Wasserunternehmen sind tragfähig und können sozial, finanziell und technisch besser abschneiden als Konzerne«. Heute ist Porto Alegre ein Vorbild für viele Städte in Brasilien. Und selbst in Europa hat das Konzept des »Bürgerhaushalts« inzwischen Anhänger, etwa in Bonn, Berlin und Cottbus.

Braune Brühe statt frisches Nass

Indien: Unternehmen graben den Brunnen das Wasser ab

In der südindischen Tempelstadt Madurai hat bestenfalls jeder zweite Haushalt einen Wasseranschluss. Und Wasser gibt es nur wenige Stunden am Tag. Oft ist es eine bräunliche Brühe, die aus der Leitung kommt. Wer es sich leisten kann, kauft daher Wasser aus anderen Quellen.

Von Uwe Hoering

Janakarajan hat auf dem Stück Land, das er wenige Kilometer außerhalb der Stadt gekauft hat, mehrere Brunnen bohren lassen. Dafür besitzt er eine Lizenz, aber keine Wasserzähler. Seine vier Tankwagen füllt er kostenlos, 10 000 Liter bringen ihm 600 Rupien – und an guten Tagen beliefert er 20 Kunden, erzählt er stolz.

Private Tankwagen fallen in den Straßen vieler indischer Städte ins Auge. Sie füllen die großen Plastikcontainer auf den Dächern in den wohlhabenderen Wohnvierteln auf. Und um sich das Geschäft nicht kaputtmachen zu lassen, hintertreibt der mächtige Verband der Tankwagenbesitzer den Ausbau der städtischen Wasserversorgung, sagt Gilbert, Mitarbeiter einer nichtstaatlichen Entwicklungsorganisation. Manche Wasserhändler haben wie Janakarajan eigene Brunnen, andere zahlen Bauern 60 oder 70 Rupien je Tankwagen. Für die ist das eine gute Nebeneinnahme. Doch der Grundwasserspiegel sinkt. Und manche Bauern haben inzwischen ganz aufgehört, ihre Felder zu bestellen.

Auch in der Umgebung von Sivaganga, einem Marktflecken 70 Kilometer entfernt, sinkt seit Jahren der Grundwasserspiegel. Die Zuckerfabrik Shakti Sugar pumpt jeden Tag 800 000 Liter aus dem Boden. Ihre Brunnen sind tiefer als

© Hoering

Trinkwasser als lukratives Geschäft: Wasserhändler Janakarajan befüllt einen seiner Tankwagen.

die städtischen Bohrstellen, die die umliegenden Orte mit Trinkwasser versorgen, ihre Pumpen stärker. Nach und nach gräbt sie ihnen so das Wasser ab, insbesondere in der Trockenzeit, wenn der Fluss Vaigai nur ein breites, trockenes Kiesbett ist.

Dabei schöpft die Zuckerfabrik ihre Wasserlizenz nicht einmal aus – was sich der indische Ableger von Coca Cola zu Nutze machen wollte. Durch die Zusammenarbeit mit Shakti Sugar musste das Unternehmen keine eigene Lizenz beantragen für den nagelneuen Abfüllbetrieb auf dem Fabrikgelände. »Die Anlage ist betriebsbereit«, sagt Gilbert. Doch Proteste von Kleinbauern, Frauengruppen und politischer Opposition haben den Plan vorerst gestoppt. Eine Delegation aus Plachimada, einem Dorf im benachbarten Bundesstaat Kerala, hatte nämlich Sivaganga besucht und berichtet, wie es ihnen ergangen war. Vor sechs Jahren hatte Coca Cola dort eine ähnliche Abfüllanlage errichtet. Täglich verließen 70, 80 Lastwagen mit Cola, Limo und Kinley-Mineralwasser den Betrieb. Innerhalb weniger Jahre ist der US-amerikanische Konzern auch in Indien zum Marktführer aufgestiegen. Flaschenwasser gibt es heute an jeder Straßenecke, obwohl der Liter mit umgerechnet 25 Eurocent teurer ist als Milch.

Die zahlreichen Tiefbrunnen, die das Unternehmen bohrte, führten dazu, dass im weiten Umkreis die offenen Brunnen trocken fielen. Frauen mussten weit gehen, um Wasser zu bekommen. Die Reisproduktion ging zurück, Kokosnüsse fielen ab, bevor sie reif waren. Von den bis zu 1,5 Millionen Liter, die die Anlage täglich verbraucht, wird nur ein geringer Teil abgefüllt, der Rest wird für die Reinigung der Flaschen, Kästen und Anlagen benötigt. Chemikalien aus dem Abwasser gelangten in die Umwelt, Klärschlamm, den die Fabrik Bauern als Dünger schenkte, war mit Kadmium und Blei belastet. Die Bewohner der umliegenden Dörfer, meist Kleinbauern oder Landarbeiter, begannen zu protestieren. Es gab Demonstrationen, Sitzstreiks, Verhaftungen. »Die Fabrik ist illegal, weil sie ohne Erlaubnis auf Agrarland errichtet wurde«, erklärt Swaminathan, Dorfrat von Plachimada. Nach heftigem juristischen Tauziehen musste der Betrieb schließen. »Deshalb versuchte es Coca Cola in Sivaganga«, sagt Gilbert. Doch immer mehr Menschen, so ergänzt er, wehren sich dagegen, dass ihnen das Wasser genommen wird – sei es durch Tankwagen, sei es in Flaschen.

INFO: WASSERRECHTE

»Bauern wären die Gewinner«, wirbt die Asiatische Entwicklungsbank für eine Reform der Wasserrechte. Durch einen geregelten Handel soll bei Wasserknappheit eine gerechtere, wirtschaftlich sinnvollere Verteilung zwischen Stadt, Land und Industrie erreicht werden. Bauern könnten dann je nach Marktlage und Nachfrage selbst entscheiden, was lukrativer ist – Reis anzubauen oder ihre Nutzungsrechte an Stadtwerke oder die Industrie abzutreten.

Doch als in Chile die Wasserrechte neu verteilt wurden, waren es die mächtigen, einflussreichen Energiekonzerne, die sich den größten Teil sicherten. Indigene Volksgruppen gingen dagegen leer aus. Und auch so mancher Bauer, der vorschnell oder unter dem Druck von Schulden seine Rechte verkaufte, sitzt jetzt auf dem Trockenen.

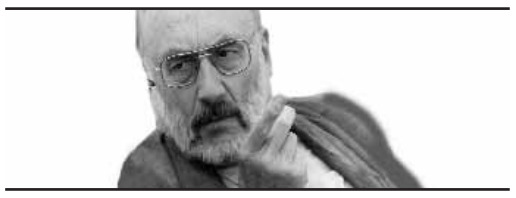
Daher ist es fraglich, ob mit Wasserrechten, die wie ein Gebrauchsgegenstand ge- und verkauft werden können, wirklich allen gedient ist. Es könnte auch kommen wie in Kaliforniens Owen-Tal. Vor einigen Jahren verkauften die Bauern ihre Wasserrechte an Los Angeles. Heute ist das einstmals fruchtbare Tal so trocken, dass selbst Wüstenpflanzen nicht mehr wachsen.

© Hahn

Der Grundwasserspiegel sinkt: Industrie und private Wasserhändler graben vielerorts in Indien den Dorfbrunnen das Wasser ab.

Wem gehört das Erdgas?

Bolivien macht die Verschleuderung seiner Bodenschätze wieder rückgängig



Reinold E. Thiel ist freier Journalist und Autor. Von 1971 bis 1989 arbeitete er für verschiedene Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit in Afrika und in Nahost. Von 1992 bis 2003 war er Chefredakteur der Zeitschrift »Entwicklung und Zusammenarbeit«. In der »Welternährung« stellt er regelmäßig kontroverse Themen zur Diskussion.

Die Produktion von Erdgas und Erdöl (damals noch unter staatlicher Regie) brachte Bolivien 1993 einen Steuerertrag von 400 Millionen Dollar. Das schien zu wenig, Weltbank und Weltwährungsfonds drängten auf Privatisierung, um die Produktion anzukurbeln. 1997 wurden die Unternehmen durch Präsident Sánchez de Lozada an internationale Konzerne verkauft. Der Erfolg: 2001 waren die Steuererträge auf magere 60 Millionen Dollar gesunken. Im Mai 2006 wird der Verkauf, der so offensichtlich gegen die Interessen Boliviens verstieß, rückgängig gemacht. Präsident Evo Morales, der erste Indio in dieser Funktion (obwohl 71 Prozent der Bevölkerung Indios sind) will die Schätze des Landes nutzen, um die Armut zu bekämpfen und die Entwicklung voranzutreiben. Jahrelang war dies von Indio-Parteien und sozialen Bewegungen gefordert worden, es hatte soziale Unruhen bis an den Rand des Bürgerkriegs gegeben, die Regierungen hatten die Armee eingesetzt, um Demonstrationen aufzulösen, Hunderte waren dabei getötet worden. Seit der Wahl vom Dezember 2005 gibt es nun eine Regierung, die mit der neoliberalen Ausverkaufspolitik Schluss machen will.

Bolivien ist das ärmste Land Südamerikas, 900 Dollar beträgt das jährliche Bruttosozialprodukt pro Kopf. Jahrhundertelang war Bolivien der wichtigste Silberproduzent der spanischen Krone gewesen, die Minen von Potosi waren die größten der Welt, aber finanziert wurde damit nicht die Entwicklung des Landes, sondern die Luxusentfaltung der spanischen Granden. Heute sind die Silberadern praktisch erschöpft, die verbliebenen Bergarbeiter, die vor allem Zinn abbauen, leben unter erbärmlichen Bedingungen. Anfang der 1990er Jahre zeichnete sich neue Hoffnung ab, als der US-Konzern Lithco aus dem Salzsee von Uyuni das seltene Metall Lithium gewinnen wollte. Aber der Konzern bestand darauf, nur zehn Prozent statt der gesetzlichen 13 Prozent Umsatzsteuer zu zahlen, und das Projekt scheiterte.

Neue und große Erwartungen kamen auf, als zu Beginn der 1990er Jahre beträchtliche Erdgasvorkommen entdeckt wurden, die zweitgrößten in Lateinamerika (neben Venezuela). Zwei Pipelines wurden gebaut, nach Argentinien und Brasilien, die Erdgas in größeren Mengen abnahmen. Brasilien zahlte dafür einen Preis von 1,70 US-Dollar pro 1000 Kubikfuß, Argentinien zeitweise sogar 4,80 Dollar (bei schwankendem Weltmarktpreis). Weitere größere Mengen sollten in die USA exportiert werden, wozu eine Pipeline an die Pazifikküste und eine Verflüssigungsanlage gebaut werden mussten. Zu diesem Zweck wurde 1997 ein Vertrag mit dem internationalen Konsortium Pacific LNG abgeschlossen, dem zugleich ein Teil der ungeförderten Erdgasvorräte verkauft wurde. Der Aufstand gegen Präsident Sánchez de Lozada brach los, als bekannt wurde, zu welchem Preis hier das Erdgas auf den Markt gebracht werden sollte: 0,7 US-Cent pro 1000 Kubikfuß (so nachzulesen in einem Dossier des bolivianischen Journalisten Walter Chávez). Das bedeutete, dass der gesamte Gewinn aus dem Geschäft in den USA anfallen würde, und dass Bolivien praktisch leer ausgehen sollte.

Einer der Vorwürfe gegen die Politik der neuen bolivianischen Regierung lautet, sie verstoße gegen das Prinzip der Rechtssicherheit. Das ist falsch. Es ist international absolut unüblich, Besitztitel an noch ungeförderten Bodenschätzen zu verkaufen, und als die Regierung Sanchez das tat, legte das Movimiento al Socialismo (MAS), die Partei von Evo Morales, vor dem Verfassungsgericht Beschwerde ein, die bis heute nicht verhandelt wurde. Nun hat die Regierung die Rechtslage geklärt: Bodenschätze sind nicht verkäuflich, es kann nur Förderlizenzen geben – so ist es auch in Deutschland. Zugleich hat die Regierung die inzwischen an der Börse von New York gehandelten bolivianischen Erdgasvorräte zu Staatseigentum erklärt, um diesen Handel zu unterbinden. Nur die Bodenschätze wurden also in Staatsbesitz zurückgeführt, keineswegs »verstaatlicht« wurden die Investitionsgüter der Unternehmen. Diese müssen aber über Förderlizenzen und Preise neu verhandeln, wofür sie sechs Monate Zeit haben.

In Lateinamerika entwickelt sich zögernd, aber beharrlich ein neues Konzept für den Umgang mit den eigenen Reichtümern

Übrigens geht es nicht nur um den Export von Erdgas, sondern auch um dessen lokale Nutzung, zu privatem Konsum ebenso wie für industrielle Zwecke. Bolivien hat im Jahre 2005 dem brasilianischen Konzern EBX Brazilan eine Lizenz zum Abbau der Eisenerzlager von El Mutún erteilt. Das Erz sollte an Ort und Stelle mit Holzkohle verhüttet werden, was eine jährliche Vernichtung von 165 000 Hektar Regenwald zur Folge hätte. Die Regierung Morales hat nun die Förderlizenz widerrufen. Statt mit Holzkohle sollen die Hochöfen nun mit bolivianischem Erdgas beheizt werden.

Welche Schlüsse lässt die neue Entwicklung in Bolivien zu? In Lateinamerika entwickelt sich, zögernd, aber beharrlich, ein neues Konzept für den Umgang mit den eigenen Reichtümern: Nicht das internationale Finanzkapital soll Gewinn daraus ziehen, sondern die Armut im eigenen Land soll bekämpft werden. Das erste Land, das nach diesem Konzept vorging, war Venezuela, wo Präsident Hugo Chávez inzwischen die Gewinne aus der Erdölproduktion verwendet, um das Bildungs- und Gesundheitssystem auszubauen, Kleinbauern anzusiedeln, Kleinunternehmer zu fördern und ein Wohnungsbauprogramm aufzulegen. Auch Brasilien, Argentinien und Chile haben neuerdings Linksregierungen, die sich allerdings nicht mit der in Venezuela vergleichen lassen. Erst mit Evo Morales in Bolivien fand das Modell Chávez eine Fortsetzung. Das Neueste ist, dass auch in Ecuador die Politik in Bewegung kommt: Zwei Wochen nach der Dekretierung der neuen Erdgaspolitik in Bolivien kündigte die Regierung in Quito ihre Verträge mit der US-Firma Occidental Petroleum, die in Ecuador Erdöl fördert, mit dem Verlangen nach höherer Beteiligung an den Gewinnen. Und in Peru, das zwischen beiden Ländern liegt, sieht es so aus, als könnte mit Ollanta Humala ebenfalls ein Indio, mit einem ähnlichen Programm wie Evo Morales, Präsident werden – der Ausgang der Wahl ist bei Abschluss dieses Artikels noch nicht bekannt.

Es gibt Vorbilder für diese Entwicklung. Chile hat die Gewinne aus seinen reichen Kupferminen verwendet, um seine Wirtschaft zu diversifizieren und die Lösung seiner sozialen Probleme in Angriff zu nehmen. Um auch für die Zukunft vorzusorgen, zahlt die chilenische Regierung einen Teil der Mittel in einen Zukunftsfonds ein, aus dem Investitionen im Ausland getätigt werden. Das Modell dafür ist Norwegen, das einen Großteil seiner Gewinne aus dem Nordseeöl ebenfalls in einem Zukunftsfonds anlegt. In Afrika gibt es neben vielen Staaten, die ihre Rohstoffdividende zu Waffenkäufen verwenden oder die Schweizer Konten der Machthaber damit füllen, ein einziges Land, das mit den Gewinnen aus den reichen Diamantenminen sein Entwicklungsprogramm finanziert: Botswana. Man hat mit Blick auf Angola, Kongo oder Liberia vom Fluch der Ressourcen gesprochen, deren Besitz zu Korruption und Kleptokratie verleite – Botswana, Venezuela, Chile und Bolivien könnten die Vorboten eines neuen, besseren Politikmodells sein.

ZUM WEITERLESEN

Walter Chávez: *Wasserkrieg, Erdgaskrieg, Bürgerkrieg.* In: Le Monde Diplomatique (dt. Ausg.), November 2003.

Otto Pfeiffer: *Venezuela nach dem Referendum.* AG Friedensforschung an der Uni Kassel, 2004.

Terry Lynn Karl: *The Paradox of Plenty.* Oil Booms and Petro-States. Berkeley 1997.

Bolivien ist das ärmste Land Südamerikas. Von seinen Bodenschätzen haben bislang überwiegend ausländische Unternehmen profitiert.

© Gebhard/laif

Ein Schreckgespenst erreicht Afrika

Die Vogelgrippe breitet sich weiter aus

© Lyons

Der massenhafte Tod von Hühnern würde in Afrika eine ohnehin arme Bevölkerung treffen.

Spätestens seitdem die Vogelgrippe Anfang dieses Jahres auch in Deutschland festgestellt wurde, ist das Thema in aller Munde. Bislang ist die aviäre Influenza, wie die Erkrankung auch genannt wird, in elf asiatischen Ländern ausgebrochen. Im Februar 2006 wurde das Virus schließlich zum ersten Mal auch in Afrika entdeckt. Die Folgen für den schwarzen Kontinent, dessen Menschen von Bürgerkriegen und Hungersnöten ohnehin geschwächt sind, könnten verheerend sein.

Von Mathias Mogge und Patricia Summa

In Afrika gibt es schätzungsweise 1,1 Milliarden Hühner, ein Großteil davon lebt in unmittelbarer Nähe zu den Haushalten der Menschen. Nur ein kleiner Teil wird in Hühnerfarmen gehalten. Bisher ist der gefährlichste Vogelgrippe-Virentyp H5N1 in Ägypten, Burkina Faso, Dschibuti, Elfenbeinküste, Kamerun, Nigeria, Niger und Sudan aufgetreten, in Nigeria sogar einen Monat früher als offiziell festgestellt. Dies zeigt, dass kein funktionierendes Frühwarnsystem existiert. Studien haben ergeben, dass der in Nigeria gefundene Virustyp identisch mit dem ist, der in anderen Ländern zu Todesfällen bei Menschen geführt hat.

Allein der Verdacht auf Vogelgrippe lässt bereits lokale Märkte kollabieren. Das beweist der Fall Äthiopien. Aufgrund eines mysteriösen Vogelsterbens in Zentraläthiopien wurde angenommen, dass die Vogelgrippe auch dort angelangt sei. Die Folge: Ein rapider Preisverfall für Hühner und Eier. Doch letztlich stellte sich heraus, dass es sich nicht um das H5N1-Virus handelte. Solche oder ähnliche Anekdoten werden aus mehreren afrikanischen Staaten gemeldet. In den sieben betroffenen Ländern des afrikanischen Kontinents sind durch die aviäre Influenza die Preise für Geflügelprodukte um zehn bis 50 Prozent gefallen, was gerade die Existenz von Klein- und Kleinstbauern bedroht.

Zwei Labors für ganz Afrika

Zwar ist die Hühnerdichte in Afrika allgemein niedriger als in Asien, wo das Virus bisher am stärksten ausgebrochen ist. Doch wird das Auftreten des Virus dort fast nirgendwo systematisch von den Verwaltungen beobachtet. Nur zwei afrikanische Labors können auf H5N1 testen. Die medizinische Infrastruktur in Afrika ist auf Seuchen wie die Vogelgrippe nicht vorbereitet. Sie ist bereits durch den HI-Virus, Malaria und Tuberkulose überfordert. Es fehlt an ausgebildetem Personal und ausreichenden Therapiemöglichkeiten für erkrankte Menschen.

Wie in Asien ist das Infektionsrisiko für Menschen groß, denn auch in Afrika werden kranke Tiere geschlachtet und verzehrt, weil ohne sie ein wichtiger Proteinlieferant entfallen würde. Ein weiteres Problem ist die häufig nur unzureichenden Versorgung mit sauberem Frischwasser. Es besteht die Gefahr, dass Menschen und Tiere kontaminiertes Trinkwasser aufnehmen und sich so infizieren. Die weltweiten gesundheitlichen Auswirkungen der Vogelgrippe sind immer noch umstritten. So ist Prof. Dr. Reinhard Burger, Vizepräsident des Robert Koch Instituts, der Meinung, dass es in Afrika keine hohe Zahl von Menschenopfern geben wird. Bislang sind kaum Fälle von infizierten Menschen in Afrika bekannt. Einzig Ägypten hat bis Anfang Juni 14 erkrankte Menschen gemeldet, von denen sechs starben. Doch andere Experten warnen, dass die Dunkelziffer in Afrika möglicherweise viel höher liegt.

Neben dem Gesundheitsrisiko für die Menschen ist der wirtschaftliche Aspekt für die betroffenen Länder von enormer Bedeutung. Der massenhafte Tod von Hühnerpopulationen – sei es durch Keulung oder durch die H5N1 Infektion – würde eine ohnehin arme Bevölkerung treffen und die Existenz vieler Kleinstbauern bedrohen. Deshalb ist eine systematische Tötung oder Unterbrechung der Handelswege schwierig durchzusetzen. Die Kompensation von Verlusten durch Tötung von Hühnern ist häufig nicht finanzierbar oder scheitert – wie in Nigeria – an Korruption oder mangelnder Kapazität. Auf der Geberkonferenz in Peking wurden 1,9 Milliarden US-Dollar zur Bekämpfung der Vogelgrippe zugesagt, geflossen sind jedoch bislang erst 286 Millionen US-Dollar. Die Deutsche Welthungerhilfe ist auch in Ländern tätig, die vom H5N1-Virus betroffen sind. Die Mitarbeiter wurden aufgerufen, wachsam zu sein und die Menschen aufzuklären. Darüber hinaus ist die Welthungerhilfe eng mit UN-Organisationen wie der Welternährungs- und der Weltgesundheitsorganisation sowie den Ministerien vor Ort vernetzt, um das Vorgehen abzustimmen. Die Auswirkungen der Vogelgrippe für Afrika wie auch den Rest der Welt sind immer noch nicht absehbar. Trotz der Gefahr, die davon ausgeht, sollten aber Krankheiten wie Malaria, Aids und Tuberkulose, die in Afrika allgegenwärtig sind, nicht aus dem Blick verloren werden.

Mathias Mogge und Patricia Summa sind Mitarbeiter der Welthungerhilfe in Bonn.

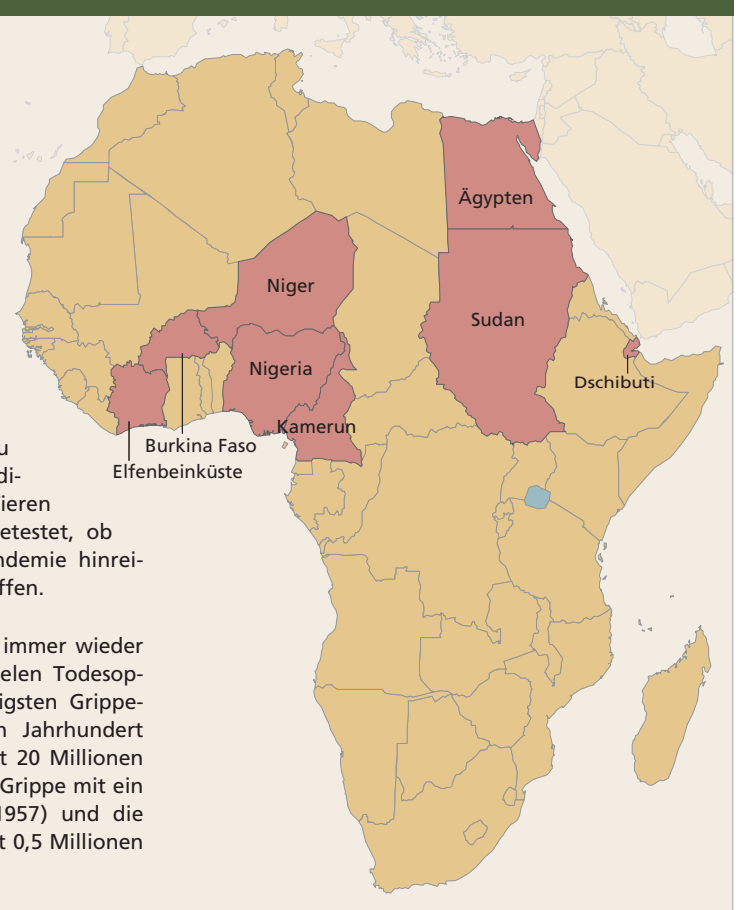
HINTERGRUND: VOGELGRIPPE

Die Vogelgrippe ist eine Viruserkrankung, die vor allem Vögel befällt. Es gibt unterschiedliche Virenstämme, von denen nur der Typ H5N1 hochgradig für den Menschen gefährlich sein kann. Grippeviren sind in der Regel wirtsspezifisch und springen nur in sehr seltenen Fällen über. Die genauen Faktoren, die für ein Wechsel von einem Wirt auf einen anderen verantwortlich sind, sind bisher kaum erforscht. Jedoch weiß man, dass eine Übertragung auf den Menschen nur bei engem Kontakt zu kranken oder toten Tieren sowie deren Ausscheidungen möglich ist.

Seit Ende 2003 breitet sich der H5N1-Virus von Asien nach Europa und Afrika aus. Nach der Klassifizierung der Weltgesundheitsorganisation WHO für Pandemien befinden wir uns zur Zeit in Phase drei von insgesamt sechs, wobei erst die letzte als eigentliche Pandemie bezeichnet wird. Bislang sind zwar Infektionen von Menschen aufgetreten, jedoch fanden bislang keine Ansteckungen direkt von Mensch zu Mensch statt. Seit 2003 wurde das Virus in 225 Fällen beim Menschen nachgewiesen, wovon 128 Personen bis Anfang Juni 2006 starben. Es besteht also eine rechnerische Sterblichkeitsrate von rund 50 Prozent der infizierten Personen.

Erfahrungen mit antiviralen Medikamenten wie Tamiflu sind bisher begrenzt. Das Medikament wurde zwar bei Tieren unter Laborbedingungen getestet, ob es aber auch bei einer Pandemie hinreichend effektiv ist, ist noch offen.

In der Vergangenheit ist es immer wieder zu Grippepandemien mit vielen Todesopfern gekommen. Die wichtigsten Grippepandemien im zwanzigsten Jahrhundert waren: spanische Grippe mit 20 Millionen Toten (1918–20), asiatische Grippe mit ein bis vier Millionen Toten (1957) und die Hongkong-Grippe (1968) mit 0,5 Millionen Toten.



© Sven Creutzmann / Zeitenspiegel

Mit seinem unermüdlichen Engagement für die kubanischen Kinder begründete Benjamin Adrion seinen Ruf als der »etwas andere« Fußballprofi.

»Viva con Agua de Sankt Pauli«

Das Trainingslager auf Kuba ging Benjamin Adrion, Mittelfeldspieler des Kultclubs FC St. Pauli, unter die Haut. »Die Armut dort schrie mich regelrecht an: die dreckigen Hütten, die vielen kranken Kinder, das Problem mit dem Trinkwasser. Ich wollte etwas tun und rief bei der Welthungerhilfe an.« Die schlug Benny Adrion die Projektpartnerschaft für die Ausstattung von 120 Kindergärten und Schulen mit Trinkwasserspendern vor. Der Fußballer holte die Entscheidungsträger des FC St. Pauli ins Boot, überzeugte seine Mannschaftskollegen und Freunde. Das offene Netzwerk »Viva con Agua de Sankt Pauli« war geboren. Mit Benefizveranstaltungen, darunter Auftritten der Hip-Hop-Band Fettes Brot und des Star-Kochs Tim Mälzer, brachten die Fußballer die zur Finanzierung des Trinkwasserprojekts erforderlichen 50 000 Euro zusammen. Benny Adrion wird das Geld in Kürze persönlich in Kuba übergeben.

© Verlag Adinkra

Patrick Addais Programme stehen für Lebensklugheit, Humor und Spannung. Der Autor aus Ghana gehört zum Team der WeltGeschichten-Künstler, die als Kulturbotschafter der Welthungerhilfe auftreten.

Afrika in München

Faszinierte Gesichter und herzhaftes Lachen bei »Worte sind schön, aber Hühner legen Eier«, dem aktuellen Programm von Patrick Addai. Der peisgekrönte Kinderbuchautor aus Ghana und Kulturbotschafter der Welthungerhilfe entführte das Publikum in die Welt afrikanischer Mythen und Weisheiten. Mit Addais Auftritten und dem ultimativen Afrika-Wissenstest präsentierte sich die Welthungerhilfe auf den Münchener Afrika-Tagen im Mai. Zudem war die Welthungerhilfe auch in diesem Jahr offizieller Charity-Partner einer mehrtägigen Veranstaltung auf der Galopprennbahn in Riem, die jedes Jahr viele tausend Besucher anzieht. Diese Veranstaltung war gleichzeitig der Auftakt zu zahlreichen öffentlichen Auftritten in der bayrischen Landeshauptstadt. München ist Städtepartner der Woche der Welthungerhilfe 2006 vom 13. bis 22. Oktober. Unter dem Motto »Lernen hilft Leben« animiert die Woche die Münchner dazu, sich für bessere Bildungschancen von Kindern in Mosambik, Nicaragua und Indien zu engagieren. Auf dem Programm stehen Kulturveranstaltungen, das WeltFrühstück, ein großes Lernfest und eine lange Nacht der Literatur mit Münchner Autoren. Am 14. Oktober starten Profisportler, Prominente und Sportbegeisterte auf dem Marienplatz zu einer Benefiz-Radtour zugunsten der Welthungerhilfe.

Mehr unter
www.welthungerhilfe.de/muenchen_hilft.html

© DWHH

Simone Pott (Mitte) vom Nothilfeteam der Welthungerhilfe überreichte den Gymnasiasten aus Saarlouis die LebensLauf-Urkunde und berichtete über den Wiederaufbau der Tamil-Vidiyalayam-Schule.

Rekordergebnis in Saarlouis

Rangani und alle anderen Schülerinnen und Schüler der Tamil-Vidiyalayam-Schule in Sri Lanka haben Grund zur Freude: Sensationelle 33 618,40 € Sponsorengelder haben die Lehrer und Schüler des Max-Planck-Gymnasiums Saarlouis und des Saarlouiser Gymnasiums am Stadtgarten bei einem LebensLauf in der Innenstadt gesammelt. Das Geld ist für die Ausstattung der Schule bestimmt, die 2004 vom Tsunami komplett zerstört worden war. »Das Projekt hat uns überzeugt. Für uns ist es wichtig, das Geld in die Hände einer kompetenten und seriösen Organisation zu geben« erklärt Dr. Jürgen Hannig, Direktor des Max-Planck-Gymnasiums. Simone Pott, die als Mitglied der Task-Force der Welthungerhilfe 24 Stunden nach dem Tsunami in Sri Lanka im Einsatz war, nahm den symbolischen Scheck in Empfang und berichtete von der Arbeit vor Ort.

Welthungerhilfe 2005: Ein Jahr, geprägt von Tsunami und Erdbeben

Jahresbericht der Welthungerhilfe in Berlin vorgestellt

Das vergangene Jahr war für die Deutsche Welthungerhilfe vor allem durch die Tsunami-Katastrophe in Südostasien und das schwere Erdbeben in Pakistan gekennzeichnet. Das hohe Spendenaufkommen (71,7 Millionen Euro) und Gelder von öffentlicher Seite (140,9 Millionen Euro) führten mit 212,6 Millionen Euro zu dem höchsten Ergebnis in der 44-jährigen Geschichte der Welthungerhilfe. Mit diesen Mitteln war es möglich, Projekte in 49 Ländern umzusetzen.

Wichtigster öffentlicher Zuschussgeber für die Welthungerhilfe war das Welternährungsprogramm mit 46,8 Millionen Euro, gefolgt vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung mit 42,3 Millionen Euro und der Europäischen Union mit 39,8 Millionen Euro. Weitere wichtige Zuschussgeber waren USAID (die Entwicklungsorganisation der amerikanischen Regierung) mit 3,5 Millionen Euro und das Auswärtige Amt mit 2,9 Millionen Euro.

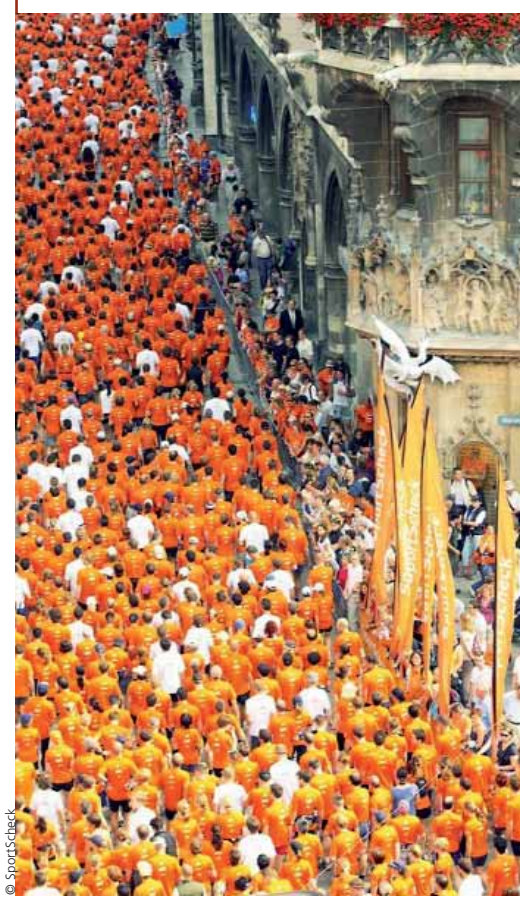
Mit den uns anvertrauten 182,9 Millionen Euro zur Projektförderung konnten wir im vergangenen Jahr 234 Projekte neu bewilligen: 121 Projekte in Asien, von denen 59 im Zusammenhang mit dem Tsunami standen, 82 in Afrika und 31 in Lateinamerika.

Etwas mehr als die Hälfte der Mittel (124 Projekte) wurden im Jahr 2005 für Nothilfe und Wiederaufbau eingesetzt. Ein weiterer Schwerpunkt war der landwirtschaftliche Sektor, auf den 47 Projekte entfielen. Für den Aufbau von Basisinfrastruktur wie etwa Schulen und Straßen wurden 23 und für die Förderung von Kindern und Jugendlichen 21 Projekte umgesetzt.

Gemeinsam mit Partnern aus Politik, Schulen und Medien warb die Welthungerhilfe in der deutschen Öffentlichkeit für eine gerechtere Zusammenarbeit mit den Ländern des Südens – etwa mit bundesweiten Aktionen, Fachtagungen und Konferenzen, Kampagnen, Sport- und Kulturveranstaltungen und der Herausgabe zahlreicher Informationsmaterialien. 642 573 Spenderinnen und Spender wie auch Tausende von Ehrenamtlichen und Schülern unterstützten die Arbeit der Welthungerhilfe mit ihrem Beitrag.

Den vollständigen Jahresbericht finden Sie im Internet unter **www.welthungerhilfe.de** Außerdem ist der Bericht kostenlos zu beziehen unter: **info@welthungerhilfe.de** oder telefonisch **(02 28) 22 88 – 127**

Laufen für den guten Zweck



© SportScheck

Im Rahmen der Städtepartnerschaft 2006 mit München ist die Deutsche Welthungerhilfe dieses Jahr erstmals Partner von SportScheck, dem Veranstalter des 28. Münchner Stadtlaufs am 25. Juni.

Gemeinsam mit 18 000 Teilnehmern wird dort ein Welthungerhilfe-Prominententeam mit Sportlern, Schauspielern und Moderatoren aus München und Umgebung an den Start gehen. Sie alle werden sich vor und während des Stadtlaufs für die drei Münchner Partnerschaftsprojekte in Indien, Mosambik und Nicaragua stark machen. Die Münchnerinnen und Münchner können sich vor Ort über die Welthungerhilfe und deren Projekte informieren. Die Aktion wird von den Medienpartnern Abendzeitung und Radio Gong begleitet. »Morning Man« Mike Thiel von Radio Gong wird die Besucher auf dem Marienplatz immer wieder aufrufen, für die Welthungerhilfe zu spenden.

NEUE MATERIALIEN

Überleben sichern – Zukunft gestalten

Die Deutsche Welthungerhilfe stellt sich vor

Eine Welt ohne Hunger und Armut. Das ist das Leitbild der Deutschen Welthungerhilfe. Um dieses Ziel zu erreichen, wird an mehreren Fronten gleichzeitig gearbeitet: Zum einen durch schnelle humanitäre Hilfe in akuten Krisen und zum anderen durch langfristige Ursachenbekämpfung. In der neu erschienenen Selbstdarstellungsbroschüre stellt die Welthungerhilfe sich und ihre Ziele vor und zeigt an konkreten Beispielen, wie ihre Arbeit Not lindert.

Kostenlos zu beziehen unter: info@welthungerhilfe.de oder telefonisch: (02 28) 22 88-127.

Neuer Kongo-Film im Verleih

»Dem Löwen in die Augen sehen« lautet der Titel eines neuen Films, den die Deutsche Welthungerhilfe über ihre Arbeit im Kongo fertig gestellt hat. Kongo – ein vom grausamen Bürgerkrieg geprägtes Land, das in diesem Jahr seine ersten freien Wahlen abhalten will. Der Film zeigt eindrucksvoll die Projekte der Deutschen Welthungerhilfe und ihrer Partner sowie die Bemühungen der Menschen vor Ort, wieder Frieden und Sicherheit in ihr Leben zu bringen.

Kostenlose Ausleihe als DVD in Deutsch oder Französisch unter info@welthungerhilfe.de oder telefonisch: (02 28) 22 88-127.

Jahresbroschüre Alliance2015

Seit dem Jahr 2000 ist die Deutsche Welthungerhilfe mit fünf weiteren europäischen Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit in der Alliance2015 verbunden. Mit der neuen Jahresbroschüre 2004/2005 stellt das Bündnis seine Länder- und Themenschwerpunkte vor und bilanziert die Kooperation der Alliance2015 während der Tsunami-Katastrophe.

Die Broschüre ist kostenlos zu beziehen unter: info@welthungerhilfe.de oder telefonisch: (02 28) 22 88-127.

IMPRESSUM

Herausgeber: Deutsche Welthungerhilfe e. V., Friedrich-Ebert-Str. 1, 53173 Bonn
Redaktion: Patricia Summa (verantwortlich), Ute Warkalla, Reinold E. Thiel (ständiger Mitarbeiter); Wolfgang Wagener (MediaCompany Berlin GmbH)
Telefon (02 28) 22 88-207, Telefax (02 28) 22 88-188
Internet: www.welthungerhilfe.de, E-Mail: info@welthungerhilfe.de
Layout: MediaCompany Berlin GmbH, Büro Bonn/Juan González;
Gestaltungs-Konzept:
Querformat Design, Hamburg/Aline Hoffbauer, Ingrid Nündel;
Druck: Joh. Heider Verlag GmbH, Bergisch Gladbach
Die Welternährung erscheint vierteljährlich. Die Herausgabe der Zeitung wird aus Haushaltsmitteln des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz unterstützt.
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Nachdruck erwünscht mit Quellenangaben und Belegexemplar.
Dieser Ausgabe liegt das Spender-MAGAZIN bei.

BESTELLCOUPON

Bitte senden Sie die »Welternährung« auch an:

Name, Vorname _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

E-Mail: _____

Deutsche Welthungerhilfe e.V., Redaktion »Welternährung«
Friedrich-Ebert-Straße 1, 53173 Bonn
Telefon (02 28) 22 88-127, Telefax (02 28) 22 88-188
E-Mail: info@welthungerhilfe.de

Neulich in… Afrika

Von Frank Räther

Afrikas Politiker lieben ihre Macht. Da gefällt vielen von ihnen die in den 1990er Jahren unter westlichem Druck erfolgte Demokratisierung nicht sehr. Vor allem, wenn die Verfassung ihre Präsidentschaft auf zwei Amtszeiten begrenzt. Olusegun Obasanjo zum Beispiel. Der nigerianische Präsident soll schon seit einem Jahr klar Stellung beziehen, dass er nach zwei Amtszeiten im nächsten Jahr nicht mehr zu den Wahlen antritt. Währenddessen haben seine Anhänger – vor allem jene, die Angst um ihre lukrativen Posten haben – erreicht, dass Parlament und Senat über Verfassungsänderungen beraten. So sollen drei Amtszeiten ermöglicht werden.

Vorbild ist Uganda, wo Yoweri Museveni kürzlich aufgrund einer Verfassungsänderung wieder bei Wahlen antreten und gewinnen konnte. Die Zwei-Amtszeiten-Festlegung war vorher auf sein Drängen gekippt worden. Zuvor hatte bereits Sam Nujoma in Namibia eine dritte Amtszeit herausgeschlagen. Als es für eine vierte keine Mehrheit mehr gab, lancierte er einen ihm genehmen Nachfolger, den er aus dem Hintergrund steuern wollte. Doch Hifikepunye Pohamba hat sich aus Nujomas Dunstkreis gelöst und tritt nun sehr selbständig auf. In Sambia ging Levy Mwanawasa sogar noch weiter. Er ließ seinen Vorgänger Patrick Chiluba, der ihn nach den zwei Amtsperioden 2001 nach oben schob und wie eine Marionette führen wollte, wegen Korruption vor den Richter stellen. Und auch in Malawi steht Bingu wa Mutharika, der von seinem Vorgänger Bakili Muluzi nach zwei Regierungszeiten vorgeschoben wurde, mit diesem auf Kriegsfuß.

So etwas schreckt andere Herrscher in Afrika. Deshalb haben die Langzeitpräsidenten in Gabun, Angola, Simbabwe und anderen Staaten eine Amtszeitfestlegung strikt abgelehnt. In Togo wie in Kongo kam nach dem Tod des Staatschefs dessen Sohn an die Macht. In Mauretanien wurde geputscht, weil Präsidenten nach Ansicht der Meuterer anders nicht zu bezwingen sind. Denn die Despoten Afrikas haben gemerkt, dass sich Wahlen hervorragend beeinflussen lassen – durch Inhaftierung von Oppositionellen, Knebelung der Presse, Bestechung traditioneller Führer oder dreiste Wahlfälschung. Und da die Entwicklungshilfegelder nach kurzen Protesten trotzdem weiter fließen, dürfte sich vorerst auf dem Kontinent nicht viel ändern.

Frank Räther ist Korrespondent in Johannesburg.

© Andreas Herzau/laif

Der Wahlkampf droht in manchen Ländern Afrikas zur Farce zu werden.

Erdteil-kreuzworträtsel AFRIKA

Die meisten der gesuchten Lösungswörter haben mit dem Kontinent Afrika zu tun. Die *kursiv* geschriebenen Wörter müssen von rechts nach links bzw. von unten nach oben eingetragen werden.

Waagerecht: 1. **Staat in Westafrika**; 5. **Zusammenschluss hiesiger Länder**; 7. **nordafrikanische Hauptstadt**; 10. dieses kontinentale Gebirge hat hier nichts zu suchen; 13. **Staat in Westafrika**; 15. Mädchenname (Kurzform); 17. dagegen; 18. **Volk in Ostafrika**; 19. hinterlässt Erblasser; 20. anteilige Niete; 23. **Staat in Westafrika**; 26. ***Staat in Südafrika;*** 28. **Staat in Zentralafrika**; 31. Keimzelle; 33. dieses lateinamerikanische Land ist hier im falschen Kontinent; 35. Vorsilbe; 36. Fluss in Russland; 38. **Staat in Südafrika**; 40. ***Staat in Westafrika***; 41. Spielkarte; 44. Hilfe!!

Senkrecht: 2. Familienangehörige; 3. kurze Organisation; 4. **Hauptstadt von 1 waagerecht**; 5. **Hafenstadt in Nordafrika**; 6. **Staat in Nordostafrika**; 8. **westafrikanische Hauptstadt**; 9. Fluss in Süddeutschland; 11. nichtbeabsichtigte Zeitungslüge; 12. **Hauptstadt von 32 senkrecht**; 13. **berüchtigte Trockenzone in Westafrika**; 14. **Berüchtigte Trockenzone in Südafrika**; 16. **afrikanischer Strom (fast) ohne Nebenflüsse**; 21. Gedicht in Mode; 22. dieser Vogel ist von einem anderen Kontinent; 24. Präposition; 25. tierischer Inbegriff von Faulheit; 27. soviel wie schon fast viel (Heinz Erhardt); 29. **Staat in Westafrika**; 30. **Staat in Ostafrika**; 32. **Staat in Ostafrika**; 34. **Staat in Südafrika**; 37. ***westafrikanische Hauptstadt;*** 39. ***Staat in Westafrika***; 42. persönliches Fürwort; 43. Fluss in Remscheid.

Lösungen: **Waagerecht:** 1. Togo 5. OAS 7. Algier 10. Anden 13. Senegal 15. Ana 17. anti 18. Massai 19. Erbe 20. Los 23. Liberia 26. Zimbabwe 28. Niger 31. Ei 33. Brasilien 35. ge 36. Don 38. Angola 40. Ghana 41. Bube 44. SOS
Senkrecht: 2. Oma 3. Org 4. Lome 5. Oran 6. Sudan 8. Lagos 9. Ill 11. Ente 12. Nairobi 13. Sahel 14. Namib 16. Nil 21. Ode 22.Emu 24. in 25. Ai 27. wenig 29. Gabun 30. Ruanda 32. Kenia 34. Lesotho 37. Bamako 39. Benin 42. uns 43. Ems

© Kreitz